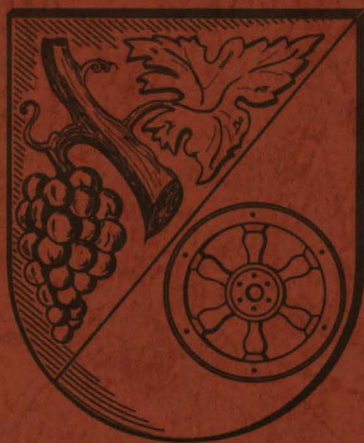

R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



19. Jahrgang

1/2010

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Geisenheimer Weinreimer e.V.
Lorcher Weinjunker

Tradition

&

Zukunft

Made in Germany !

seit 1968

werner elektrotechnik ist zuverlässiger Partner für Industrie, Handel, Handwerk und Gewerbe, öffentliche Hand sowie Private.

Mit unserem motivierten und geschulten Mitarbeiter-Team liefern wir **Qualität und maßgeschneiderte technische Lösungen** im Rheingau-Taunus, Rhein-Main-Gebiet, bundes-, europa- und weltweit.

Für unsere Kunden ist es wichtig, dass sie sich auf unsere Kompetenzen, Flexibilität und Leistungsbereitschaft umfassend und aus einer Hand verlassen und vertrauen können.

- Elektroinstallationen, EIB-Gebäudetechnik & Programmierungen
- Einbruchmelde-, Schließ-, Zutrittskontroll- & Videoüberwachungssysteme
- Brandschutztechnische Anlagen & Brandmeldesysteme
- Licht- und beleuchtungstechnische Anlagen in- & outdoor
- Wärmepumpen, Elektroheizungen & Warmwasser, Photovoltaikanlagen
- ISDN-/TK-Anlagentechnik, VOIP-Systeme, GSM-Mobilfunktechnik
- Datennetzwerktechnik – Konzeption, Layout, Realisierung, Service
- PC-Hard- u. Software sowie Peripherie Lieferung und Implementierung
- Industrielle Daten-/Informations- und Automationstechnik
- SPS-Programmierungen, Steuer-, Meß- & Regeltechnik
- Kompensationsanlagen und Energiemanagementsysteme
- Energieverteiler, Schalt- und Steueranlagen – Planung & Realisierung
- Prüfeinrichtungen und Montageplätze sowie Sondermaschinen
- Kraft-/Nutzfahrzeug-Spezial-Umrüstungen & Ausrüstung

werner
elektrotechnik



elektrotechnik • datentechnik • technische systeme

Erbacher Straße 29 D-65343 Eltville am Rhein

Tel: +49 6123 9076-0 Fax: +49 6123 9076-31

werner-edt.com mail@werner-edt.com

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur
Jg. 19 1/2010

Träger bzw. Herausgeber:

RHEINGAUER WEINKONVENT E. V.

Kloster Eberbach · 65345 Eltville-Erbach
www.rheingauer-weinkonvent.de

FREUNDESKREIS KLOSTER EBERBACH E. V.

Kloster Eberbach · 65345 Eltville-Erbach
www.fk-kloster-eberbach.de

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E. V.

Winkeler Straße 64 · 65366 Geisenheim
www.rheingauer-heimatforschung.de

GEISENHEIMER WEIN-REIMER E. V.

Postfach 1147 · 65358 Geisenheim
www.geisenheimer-weinreimer.de

LORCHER WEINJUNKER

Markt 7 · 65391 Lorch · www.lorcher-weinjunker.de

Geschäftsführender Herausgeber:

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E. V.

Redaktion:

Schriftleitung: Dr. Manfred Laufs
Winkeler Straße 64 · 65366 Geisenheim
Tel./Fax (067 22) 69 94
Mail: info@rheingauer-heimatforschung.de

Weitere Mitglieder der Redaktion

Gerhard Becker, Oestrich-Winkel
Helga Simon, Eltville
Dagmar Söder, Wiesbaden

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder.

Herstellung und Auslieferung:

(einschließlich Jahresabonnement)

Druckerei Wurm GmbH · Im Rad 42 · 65197 Wiesbaden
Telefon (06 11) 98 99 00 · Telefax (06 11) 9 89 90 19

Erscheinungsweise: halbjährlich im Mai und November

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 5,00 EURO
Jahres-Abonnement (2 Schriften): 8,50 EURO
Der Abonnementsbetrag ist (möglichst) per Einzugsermächtigung zu entrichten. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich.

Für die Mitglieder der fünf Herausgeber-Gesellschaften ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bestellung älterer Hefte bei:

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E. V.

Tel./Fax (067 22) 69 94

Mail: info@rheingauer-heimatforschung.de

Inhalt

Rolf Göttert

60 Jahre Rheingauer Weinmuseum
in der Rüdeshheimer Brömserburg



2

Dagmar Söder

Hier sind Sie auf dem Holzweg!
Alte Wege im Rheingau



7

Angelika Muskalla

General Eduard von Fransecky

16

Helga Simon

Die Bildhauerfamilie Leonhard



21

Katrin Unrath-Scharpenack

Der Russische Friedhof in Wiesbaden
Betrachtungen über einen
historischen Freiraum

30

Anschriften der Autoren

36

60 Jahre Rheingauer Weinmuseum in der Rüdesheimer Brömserburg

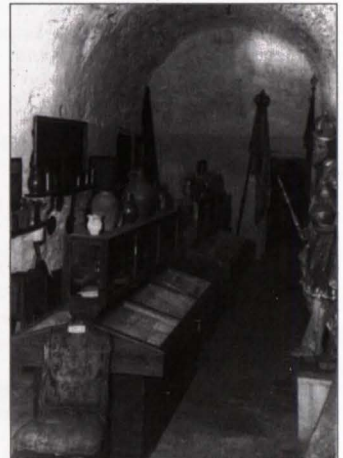
Jedem Rhein-Reisenden, ganz gleich, ob er mit der Eisenbahn, dem Rheinschiff, Bus oder Auto die berühmte Weinstadt Rüdesheim besucht, begegnet die Nieder- oder Brömserburg als eines der ältesten Baudenkmäler im Weltkulturerbe Oberes Mittelrheintal. Dieser mächtige Kubus aus massivem Mauerwerk hat schon viele Jahrhunderte überdauert, länger als alle schriftlichen Zeugnisse über seine Entstehung. Angesichts seiner Lage direkt am Rheinufer und gegenüber der einstigen römischen Garnison Bingen ist nicht auszuschließen, dass dieser Bau schon in spätrömischer Zeit (4. Jh.) als Wehranlage konzipiert wurde. Im vehementen Wechsel der geschichtlichen Ereignisse mehrfach verändert, entstand auf diesen frühen Fundamenten offenbar im 11. bis

13. Jh. der jetzige Kernbau, der einst von zahlreichen Wirtschaftsgebäuden umgeben war, die nach den Zerstörungen im Dreißigjährigen Kriege zu Weingärten eingeebnet worden sind.

Jahrhunderte lang im Besitz des örtlichen Adels, wurde die Burg 1942 von den Reichsgrafen von Ingelheim zu einem sehr günstigen Preis an die Stadt Rüdesheim verkauft. Während der folgenden Kriegsjahre diente sie zuerst als Lager für französische Kriegsgefangene und nach dem verheerenden Bombenangriff auf Rüdesheim im November 1944 als Notunterkunft für obdachlose Einwohner. 1949 fanden die Rüdesheimer Stadtväter endlich Zeit, über die künftige Verwendung der Burg nachzudenken. Und was lag



Die Brömserburg um 1955. Die seit einer Sprengung während des Dreißigjährigen Krieges (1645) klaffende Baulücke verlieh der Burg ein romantisches Aussehen, das durch den üppigen Efeubewuchs noch betont wurde.



1949 fing das Weinmuseum mit einer bunten Sammlung von Altertümern an, die dichtgedrängt im ersten Schau-raum aufgestellt waren.



Museumsleiter Georg Ludwig Duchscherer, der Archäologe Dr. Helmut Schoppa und Rudolf Asbach als Sponsor erforschten mit Ausgrabungen die Rheingauer Frühgeschichte, deren Funde heute in der Brömserburg zu bewundern sind.

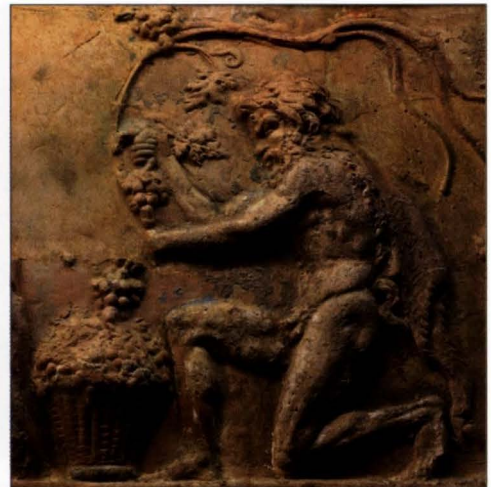
eingelagert worden waren. Damit konnte man jetzt die beiden geräumigen Winkelsäle in den Obergeschossen der Brömserburg als Museum ausstatten.

Für diese Aufgabe fand sich **Georg Ludwig Duchscherer** bereit, der nach einem kunstgeschichtlichen Studium in Vechta archäologische Arbeiten des Reichsarbeitsdienstes geleitet hatte und sich in der Rheingauer Ortsgeschichte bestens auskannte. Also fand am Pfingstsamstag des Jahres 1949 die feierliche Eröffnung dieser ersten Ausstellungsräume statt. In seiner Festrede entwickelte der damalige Rüdesheimer Bürgermeister **Leopold Bausinger** ein großes Konzept zu einem Kulturzentrum für Ausstellungen, Vorträge und Konzerte, das bislang in Rüdesheim gefehlt hatte. Dafür sagte er die tatkräftige Unterstützung seitens der Stadt zu. Auch die Eigentümer der Weinbrennerei Asbach & Co. konnten sich für dieses Vorhaben begeistern und unterstützten es mit großzügiger Hilfe. Dank des raschen Wiederaufbaus von Rüdesheim konnten in den folgenden Jahren die Notwohnungen geräumt und die gesamte Burg dem Museum zur Verfügung ge-

näher, als dieses einzigartige Baudenkmal für kulturelle Zwecke zu nutzen: für ein Museum der Rheingauer Geschichte. Als Grundstock war bereits eine Sammlung von Altertümern vorhanden, die der Rheingauer Kunstverein schon 1930 mit Sachspenden Rüdesheimer Bürger zusammengetragen hatte, die aber während des Krieges sicher



Gießgefäß in Stierform, Italien, 2. H. 8. Jh. v. Chr.



Wandfries, Ton: Silen bei der Weinlese, Italien, 1. Jh. v. Chr.



Deckelpokal, um 1850/60, Böhmen, farbloses Glas, rot lasiert, geschnitten, „gesteindelt“.



Jugendstilkanne, grünes Glas mit Metallmontierung, galvanisch vergoldet, um 1900.



Bartmannkrug, braunes, salzglasiertes Steinzeug, große, eckige Bartmann-Maske aufgelegt, Medaillons und Blätter, 16. Jh.

stellt werden. Mit der geschäftlichen Verwaltung wurde ein Museums-Kuratorium beauftragt, dem als Gründer die Stadt Rüdesheim, der Rheingaukreis, die Herren Hermann und Rudolf Asbach und der Rheingauer Kunstverein angehörten. Später wurde dieses Kuratorium aus rechtlichen Gründen in einen Museumsverein umgewandelt, der heute noch tätig ist.

In den Anfangsjahren war der Touristenstrom in Rüdesheim noch recht bescheiden, und die frühen Museumsbesucher wurden 1949–1956 von ehrenamtlichen Mitarbeitern betreut: Herr Postmeister

a. D. Wilhelm Koch, Herr Kaufmann, Heinz Brötz und ich wechselten uns an den Wochenenden ab, schlossen jedem Besucher das Burgtor auf und führten ihn mit Erläuterungen durch die beiden Schauräume und über die engen, steilen Treppen bis zum Burgdach hinauf, das damals noch mit einem sehr romantischen Garten bepflanzt gewesen ist. In den Jahren 1960/61 wurde die einst abgesprengte Südostecke der Burg teilweise wieder aufgebaut, um weitere Schauräume für ein neukonzipiertes Rheingauer Weinmuseum zu gewinnen. Zugleich konnte dank der Vermittlung des Rüdesheimer Bürgermeisters **Klaus Dinse** eine reiche Sammlung alter Weinpressen zusammengebracht werden, für die im Burggarten eigens eine Kelterhalle errichtet wurde. Und die Herren Asbach stifteten im Laufe der folgenden Jahre eine reiche Sammlung kostbarer Weintrinkgefäße.



Drei Stängelgläser, farbloses Glas, Emailmalerei mit Goldlinien, Entwürfe von H. Christiansen, Theresienthal, um 1905.

Als frühestes deutsches Wein-Museum präsentierte unsere Brömserburg jetzt mit vielen Gerätschaften die ruhmvolle Geschichte des Rheingauer Weinbaus. Und kunstvolle Trinkgefäße aus der Antike bis in unsere Zeit bezeugen, dass der Weingenuss stets hoch geschätzt wurde. Somit findet unsere Brömserburg nicht nur als ältester Burgenbau, sondern auch durch die Interpretation hochentwickelten Weingenusses größtes Interesse. Museumsleiter G. L. Duchscherer ist auch zum amtlichen Kreisbeauftragten für Boden-



Fassriegel, Bacchus an ein Fass gelehnt, in der erhobenen rechten Hand einen Römer haltend, in der linken eine Weinkanne, Weinlaub im Haar, um die Messingmutter die Inschrift: „R. Demmer“, darunter eine Maske, auf dem Fassboden rechts die Jahreszahl 1857.



Präsentation der Ausstellungsstücke in modernen Vitrinen.

altertümer bestellt worden. Gerade in jenen Jahren des Wiederaufbaus stieß man im Rheingau häufig auf Spuren der Vor- und Frühgeschichte, die Duchscherer sachkundig freilegte, dokumentierte und als Funde in unserem Museum ausstellte. Später wurden bei Neubauten die Aushubarbeiten nicht mehr von Hand ausgeführt, sondern mit dem Bagger bewältigt, wobei man geflissentlich alte Spuren übersah, um die Bauarbeiten nicht zu verzögern. Seit dem gehen der Rheingauer Geschichtsforschung leider viele Objekte für mögliche neue Erkenntnisse verloren.

Als Duchscherer 1967 aus gesundheitlichen Gründen seine Tätigkeit aufgeben musste, glaubte der Vorstand des Museumsvereins, die Leitung des Museums einem „studierten Wissenschaftler“ übertragen zu müssen. Leider war dies eine Fehlentscheidung, denn dieser brachte mit kaum nachvollziehbaren Argumenten den Museumsbetrieb völlig zum Erliegen, so dass der Vorstand ihn 1975 entlassen musste. Sein Nachfolger in der Museumsleitung, **Heinz Kaiser**, setzte zunächst alles daran, die ver-

rotteten Sammlungen wieder instand zu setzen und zu inventarisieren. Doch schon 1985 überraschte ihn der Tod, und ich musste für die laufende Saison kommissarisch die Museumsleitung übernehmen. Da ich zu jener Zeit noch berufstätig gewesen bin, wurde im folgenden Jahr der Mittelheimer Bürgermeister a. D. **Manfred Reimann** als Museumsleiter eingestellt. Und nach dessen Ableben trat **Marianne Berger** die Nachfolge an.

In jenen Jahren nach 1975 war unser Museum besonders bemüht, durch Sonderausstellungen, Weinproben, Burgfeste und Werbeschriften die Zahl der Besucher zu steigern. Doch die Erfah-



Das „Rheingauzimmer“, Raum für Versammlungen, Empfänge und Weinproben.



Der Eingang des Museums

... rungen der rückliegenden Jahre machten deutlich, dass die Brömserburg für den Massenbetrieb nicht geeignet ist. Die engen, steilen Treppen zu erklimmen ist für ältere und behinderte Besucher kaum möglich. Konzerte und Vorträge auf der wieder aufgebauten Südostecke waren wegen des freien Blicks auf den Rhein zwar attraktiv, litten aber sehr unter dem wachsenden Lärm, der von der Eisenbahn heraufschallte.

Dennoch haben sich in den letzten Jahren, seit der erfahrene Museumsbetreiber **Siegfried Wendel** den Museumsbetrieb übernommen hat, die Besucherzahlen so eingependelt, dass die Kosten

des Museumsbetriebs zu erwirtschaften sind. Dank einer großzügigen Spende von Herrn Reinhard Asbach stehen den Gästen heute kostenlos Geräte für Audioführungen in mehreren Sprachen zur Verfügung, welche die Vielzahl an Exponaten und die Geschichte der Weinkultur umfassend erläutern.

Seit nunmehr sechzig Jahren haben Rheingauer Bürger das Weinmuseum in der Rüdeshheimer Brömserburg zusammengetragen und Millionen von Besuchern auf vielfältige Weise präsentiert: historische Weinkeltern, die Küferkunst der Fassherstellung, Weintrinkgefäße vom schlichten Tonbecher aus Rheingauer Töpferwerkstätten in Aulhausen und Düppenhausen, vom mittelalterlichen Glashumpen bis zum klassischen Weinrömer und vom venezianischen Flügelglas bis zum barocken Scherzgefäß.

Somit leistet Rüdeseheim mit dem Rheingauer Weinmuseum in der Brömserburg einen wesentlichen kulturellen Beitrag zum Weltkultur-Erbe. Und unser Museumsverein ist auch weiterhin bestrebt, seine Sammlungen vom Frühjahr bis zum Spätherbst interessierten Besuchern aus aller Welt zu präsentieren.



„Brömser-Burg“ & Weinmuseum im April 2010

Fotos:

M. Laufs, außer „Brömserburg, 1955“ (Aus: Heimatforschung – Heimatliebe, 1983), „Weinmuseum 1949“ und „Museumsleiter“ (R. Göttert)

Hier sind Sie auf dem Holzweg!

Alte Wege im Rheingau

Wege und Straßen gehören zu den ältesten Spuren, die der Mensch in der Landschaft hinterlassen hat. Im Rheingau sind einige dieser Spuren vielleicht besser erhalten als in anderen Regionen. Dies hat seinen Grund sowohl in der Topographie als auch in der Art der Landnutzung, da Weinbau und Waldwirtschaft nicht im gleichen Maß große Flächen einebneten wie etwa der Ackerbau in flachem, offenem Gelände. Während Straßen des Mittelalters in Städten, bei Burgen und Klöstern oftmals steingepflastert oder auch mit Hölzern ausgelegt waren, sind Nah- und Fernwege auf dem Land weitgehend unbefestigt geblieben und wurden hauptsächlich in den trockenen Jahreszeiten benutzt. Schwere Lasten transportierte man vorzugsweise auf den Flüssen. Transporte zu Fuß und mit Lasttieren konnten auf einfachen Pfaden erfolgen; Wagen und Karren dagegen erforderten eine ebene Fahrbahn. Feste Wegebauten, wie Brücken und Stege, waren bei der Überquerung von Wasserläufen oder zur Durchquerung von Feuchtgebieten unverzichtbar.

Der Wegeverlauf war durch das Gelände vorgegeben; unwegsame Bachtäler und starke Steigungen mussten gemieden werden. Der bewaldete Höhenzug des Rheingaugebirges und das dahinter gelegene zerklüftete Wispertal waren natürliche Begrenzungen für den Verlauf von Fernwegen, die den Rheingau meist umgin-

gen. Für die Instandhaltung der öffentlichen Wege waren die Gemeinden zuständig; darüber wachte im Rheingau das Haingericht, in dessen Zuständigkeit die Sorge um „Wald, Wasser, Weide, Weg und Steg“ fiel. Überliefert ist beispielsweise aus Rüdesheim eine Ordnung zur Instandhaltung von Wegen und Wendelplätzen von 1536, und laut einer Verordnung aus Hallgarten von 1671 wurden Waldbußen zur Pflege der gemeinen Waldwege und Ruhen verwendet.¹

Hohlwege

In der Landschaft sind bei guten Erhaltungsbedingungen Landverbindungen vor allem anhand von Hohlwegen, Furten und Brücken erkennbar. Die Datierung von Hohlwegen ist schwierig; eine



Malerischer Hohlweg (Zeichnung von Carl Theodor Reiffenstein, um 1860)

lange Nutzungszeit ist jedoch im Allgemeinen anzunehmen. Je tiefer der Hohlweg in die umgebende Fläche eingeschnitten ist, desto höher die Beanspruchung und das zunehmende Alter. Dabei spielen jedoch auch der Untergrund, das Klima und die Art der Landnutzung eine Rolle. Üblicherweise finden sich Hohlwege immer da, wo Wege ansteigen, stark befahren wurden und bei starken Regenfällen Abschwemmungen eines leicht löslichen Bodens stattfanden. Dieser Prozess wurde im Mittelalter gefördert durch die flächenhafte Rodung der Hanglagen für den Weinanbau, die zu stärkerer Erosion von Böden und Wegen führte. Die meisten Hohlwege sind in Waldgebieten erhalten, jedoch sind im Rheingau auch in den Weinbergslagen noch sehr viele dieser historischen Wegführungen vorhanden, meist ausgebaut zu modernen Fahrstraßen oder zu Wirtschaftswegen, häufig mit ein- oder beidseitigen Böschungen, die durch verschiedenartiges Mauerwerk befestigt sein können.

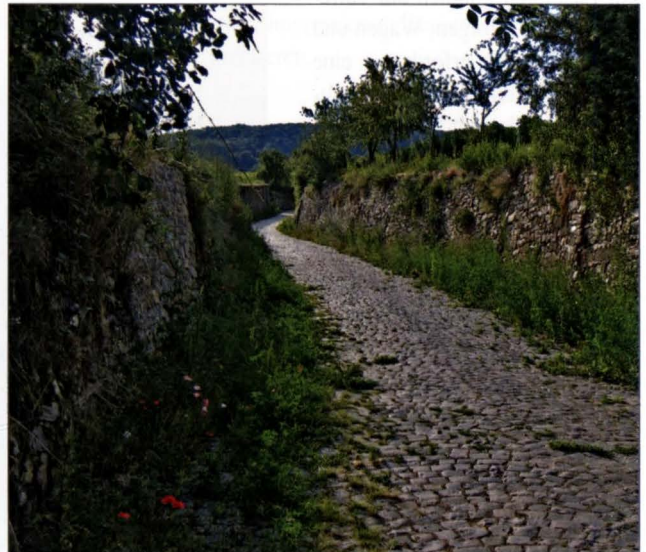
Eine Besonderheit stellt der *Weiseler Weg* in Lorch dar, der teilweise in den felsigen Untergrund eingehauen wurde. Im Wald verlaufende Hohlwege zeichnen sich dagegen oft noch durch malerische alte Bäume und Wurzelwerk aus, die die Ränder markieren – ein Gesichtspunkt, den auch die Forstwirtschaft nicht außer Acht lassen sollte, wenn es um die Attraktivität von Wanderwegen geht! Den romantischen Aspekt alter Hohlwege hielten schon Künstler des 19. Jhs. fest, wie beispielsweise der Frankfurter Maler Carl Theodor Reiffenstein. Bei mittelalterlichen Landwegen muss insbesondere an schwierigen Steigungen häufig von mehreren, weitgehend parallelen Fahrbahnen ausgegangen werden, so dass an solchen Stellen eher von einer „Transportzone“ gesprochen werden kann. Wegen der unterschiedlichen Spurbreiten von Karren und Wagen gab es verschiedene Fahrbahnen zur

Auswahl: War ein Weg schlecht befahrbar, konnte man einen anderen wählen. Auch für den Gegenverkehr waren eigene Spuren nötig, so dass an stärker frequentierten Strecken „Hohlwegbündel“ entstanden sind.

Merkmale alter Wege

Als älteste Kulturzeugnisse in unserer Region können die – ganz verschiedenen Epochen zuzurechnenden – Hügelgräber angesprochen werden. Da diese in der Regel in der Nähe von wichtigen Verkehrswegen lagen, kann man von einem hohen Alter der dort vorbeiführenden Wege ausgehen. Andererseits gibt es auch Hügelgräber, die durch jüngere Wegführungen angeschnitten wurden. Wo die dazu gehörigen Siedlungen lagen, ist nicht bekannt. Es ist aber nicht auszuschließen, dass sie dort entstanden, wo die heutigen Orte noch liegen, da an diesen Stellen offensichtlich gute Voraussetzungen für eine Ansiedlung gegeben waren.

Ein weiteres Kennzeichen alter Hohlwege können altertümliche Randbefestigungen durch Stellsteine und Trockenmauern sein, wie sie im Rheingau noch vielfach vorzufinden sind. Solche Befestigungen wurden – ebenso wie Weinbergsterrassen – über lange Zeiträume hin-



Hohlweg: Rüdesheimer Kuhweg

weg instand gehalten oder sukzessiv durch neue ersetzt und haben sich daher oftmals innerhalb moderner Flächenumstrukturierungen als persistent (dauerhaft) erwiesen. Die Eltviller *Weinhohl* beispielsweise zeigt ganz unterschiedliche Mauerbefestigungen aus verschiedenen Epochen. Der *Rauenthaler Weg* in Kiedrich erhielt seine jetzige, altertümlich wirkende Pflasterung und Mauerbefestigung erst nach 1900. Wegeverläufe wurden häufig Jahrhunderte lang – selbst nach Flurbereinigungen – beibehalten, da es sich oft gleichzeitig um Parzellengrenzen und damit auch um Eigentums- und Rechtsgrenzen handelt. *Wegem*ale unterschiedlicher Art dienen der Orientierung, besonders an wichtigen Kreuzungen. Felsen, markante Bäume, Kreuze und Wegweiser gaben diesen Stellen eigene Namen (*Grauer Stein, An der Ulm, Schwarzes Kreuz, Eiserne Hand*); heute noch vorhandene Flurdenkmäler an historischen Standorten haben oft ältere Wegweiser ersetzt.

Wegetypen

Verschiedene Wegetypen sind zu unterscheiden, wobei einzelne Streckenabschnitte auch mehreren Typen gleichzeitig zugeordnet werden können:

- Fernwege und -straßen zu überregionalen Zentren
- Ortsverbindungen
- Örtliche Wirtschaftswege (Fuhrwege, Viehtrieb-, Wald-, Weinbergs- und Feldwege)
- Leinpfad

Der wichtigste Handels- und Fernweg unserer Region, der Rhein, soll ebenso wie der zugehörige Leinpfad in dieser Betrachtung außer Acht gelassen werden. Der Name *Hohe Straße/Hoheweg* für Überlandwege spricht schon für sich. „Hohe Straßen“ finden sich zahlreich auch außerhalb des Rheingaus; in unserer Region etwa in Verlängerung des *Kemeler Weges* bzw. der *Kemeler Straße*, die sicher in Zusammenhang mit dem dortigen Römerkastell am Limes zu sehen ist. Generell sind Hohe Straßen überörtliche Verbindungen, die Täler und Siedlungen meiden, also alte Fernwege. Auch die (*Alte*) *Rheingauer Straße* war eine solche Verkehrsverbindung zwischen übergeordneten Zentren. Sie führte von Mainz/

Wiesbaden ausgehend in zwei Zweigen über Niederwalluf und Eltville (*Weinhohle*) über die Höhe nördlich von Walluf nach Wehen, Kastell Zugmantel und zur Hühnerstraße in Richtung Limburg.

Pilgerwege nutzten überwiegend ältere Wege und waren bevorzugte Aufstellungsorte für Wegekreuze, die hier die Beachtung vieler Wanderer finden konnten. Diesen bedeutete das Kreuz am Weg nicht nur Aufforderung zum Gebet für den Stifter, sondern auch Wegweiser, Station der Andacht und Ort der Rast auf dem langen Fußmarsch. Wallfahrer hielten vorgegebene Wegerouten ein, und Wallführer schrieben diese Wege und die Rastorte sowie die Gebetsstationen in eigenen Wallbüchlein auf, um so die Wallfahrten nach Herkommen durchzuführen. Ihre Wegzeichen bestanden meist aus Kapellen, Bäumen und Bildstöcken. Nothgottes, Marienthal und Kiedrich waren zeitweilig stark besuchte Wallfahrtsziele im Rheingau. Das Kloster Nothgottes fand vor allem nach den Pestjahren 1666–1674 mit 24 von weiter kommenden Prozessionen großen Zulauf. Eine davon ist die Krufter Wallfahrt, bei der die Teilnehmer seit einem Gelöbnis von 1674 jedes Jahr zu Fuß 87 Kilometer weit zum „blutschwitzenden Heiland“ nach Nothgottes bei Rüdesheim pilgern.

Die wichtigste Ortsverbindung war im Rheingau die *Rheingauer Straße*, an der sich die Ufersiedlungen reihen; sie wurde seit 1802 als Chaussee ausgebaut, d.h. die Fahrbahn befestigt und über weite Strecken mit Alleebäumen bepflanzt. Weitere Wege stellten die Anbindung zu den Höhenorten her. *Klosterwege, Kirchwege* und *Mühlwege* gehören zu den örtlichen Nahverbindungen.

Die örtlichen Wirtschaftswege führten strahlenförmig von den Siedlungen in die Gemarkung und dienten der Primärversorgung. Als *Holzwege* führten sie zum Hinterlandswald, als *Kuhwege* zu hochgelegenen Viehweiden, als *Weinhohlen* in die Weinberge und allgemein zu allen außerhalb der Ortslage gelegenen landwirtschaftlichen Flächen. Weideflächen lagen überwiegend im Wald oder oberhalb der Weinlagen, wie etwa

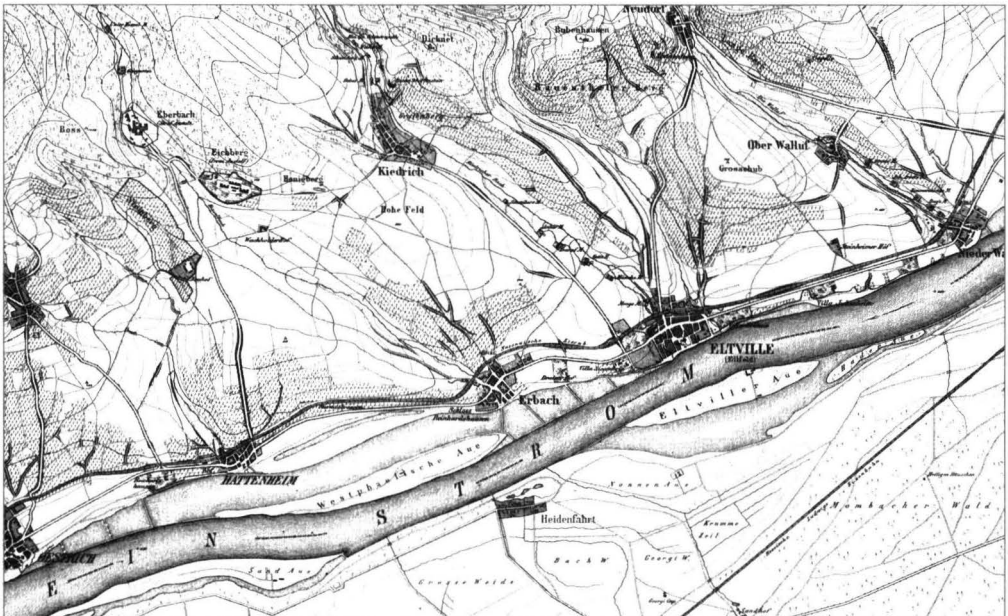
Zeit ist besonders das rheinhessische Gebiet südlich des Rheins dicht besiedelt; das Rheintal bildet hier die nördliche Grenze dieser Siedlungseinheit. Erst weit jenseits des Taunus, im Limburger Becken, gibt es wieder fränkische Niederlassungen. Es muss demzufolge zahlreiche Rheinquerungen als Nahverbindungen sowie Fernverbindungen in den Limburger und Koblenzer Raum gegeben haben. Diese Hauptwegeverbindungen folgten den Höhenzügen.

Der Plan von Cohausen um 1879 gibt, wenn auch in idealisierter Form, die von ihm rekonstruierten Wegeverbindungen innerhalb des Rheingaus wieder. Hier tauchen neben dem Gebück Verkehrsverbindungen auf, wie der *Kaufmannsweg* zwischen Lorch und Rüdesheim, der *Renn- oder Hoheweg* sowie einige alte Wegemale wie das *Borden- oder Casimirkreuz*.³ In einer Untersuchung von Eichhorn⁴ ist der Rheingau mit dem Bergkamm des Gebirges und dem nördlich gelegenen Wispertal ein weitgehend unzugängliches Gebiet, das nur auf der Höhe durchquert wird. Die Wege sind hier mit alten Namen benannt: *Kaufmannsweg*, *Rennweg*, *Renn- oder Fulderweg*, *Kemeler Straße*, *Rauenthaler Straße* und (*Alte*) *Rheingauer Straße*.

Die preußische Karte von 1876 gibt einen guten Überblick über das alte Wegenetz im Rheingau. Hier erkennt man die fächerförmig von den Ufersiedlungen ausstrahlenden Wege, die sich zwischen den Orten diagonal kreuzen und überlagern. Auch sind noch die zahlreichen Hohlwege erkennbar, die das Landschaftsbild bestimmten. Verschiedene neu ausgebaute, „chaussierte“ Wege und Straßen, die überwiegend auf alten Trassenführungen verlaufen, sind hier ebenfalls verzeichnet.

Eine völlig neue Sicht bietet die Schummerungskarte. Hier bilden sich sowohl alte als auch neue Wege ab, man kann sogar Verlagerungen und Veränderungen erkennen. Besonders prägnant heben sich in diesem Ausschnitt einige Altwege ab:

1. „Flötenweg“, ehem. *Kuhweg*, Oestrich
2. Hallgartener Straße, Oestrich
3. Preisweg, ehem. „*Nußbäumern Allee in das Closter Eberbach*“, Hattenheim
4. Eberbacher Straße, ehem. *Hohl*, Hattenheim
5. Eberbacher Straße/*Kühohle*, Erbach
6. Taunusstraße, ehem. *Holzweg (zum Roten Stock)*, Erbach
7. Hühnerweg, ehem. *Eltviller Closterweg*, Kiedrich
8. Waldhöhle, auch *Kuhhohl*, Eltville



Kgl. Preuß. Generalstabkarte 1867–76 (MB-25 Blatt 47 Eltville – Ausschnitt)



Schummerungskarte (Hess. Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation)

Veränderung und Wandel der Wege in der Landschaft

Ein anschauliches Beispiel für den Wandel eines Altweges in der Landschaft, vermutlich durch Nutzungsaufgabe, bildet die schon erwähnte (*Alte*) *Rheingauer Straße*. Die Karte des 19. Jhs. gibt den Weg mit Namensbezeichnung und als *Hohlweg* wieder in dem Bereich, wo heute noch eine Straße im Niederwallufer Wohngebiet

den Namen *Hohlweg* führt. Nach der Flurbereinigung ist sie heute außerhalb der Ortslage ein gewöhnlicher Feldweg. Verfolgt man sie auf historischen Karten zurück, so findet man im Plan von 1867 zwei parallele Wege, 1751 einen Grünzug mit Weg und in der Karte von 1774 einen Grünstreifen mit der Bezeichnung *Nieder Wallufer Gebüch*. Der alte *Hohlweg* wurde hier offensichtlich durch Nichtnutzung und/oder Erosion zu einem bewachsenen Graben, auf dessen Kanten neue Wege entstanden; schließlich wurde das Gelände in jüngerer Zeit eingeebnet und der Weg neu angelegt.



Der „Kaufmannsweg“ und ein Teil seiner mehrfach verlegten Aufstiegswege

Weitere Beispiele für den Wandel eines alten *Hohlwegs* in einem anderen Stadium lassen sich an anderer Stelle finden, so etwa im Gebiet der Ruine *Plixholz* nahe *Nothgottes*, wo ein Altweg noch als Graben vorhanden ist und ein neuer Weg unmittelbar daneben verläuft. In der Umgebung von *Vollrads* zieht nördlich des Schlosses im zugehörigen Wald ein *Hohlweg* in Richtung eines bewachsenen Grabens, der im Plan die Bezeichnung *Schafgraben* führt. Dass es sich hier kaum

um einen ursprünglichen Wasserlauf handeln kann, lässt sich aus Karten ersehen, die nördlich davon eine auffällige Häufung von Hohlwegen wiedergeben. Einen genaueren Überblick vermittelt der Geländescan, der zeigt, wie hier an mehreren Stellen der Höhenzug *Kohlrech* überwunden wurde.

Der Kaufmannsweg

Ob es den legendären *Kaufmannsweg* als alten Handelsweg zwischen Rüdesheim bzw. Geisenheim und Lorch gab oder nicht, darüber sind die Meinungen geteilt. Jedenfalls ist er ein fester Bestandteil der Chroniken dieser Rheinorte. Sicherlich existierte eine sehr alte Wegeverbindung

über die Höhe zwischen den Siedlungen, die in früheren Zeiten von größerer Bedeutung gewesen ist und ihre Spuren in der Landschaft hinterlassen hat.

Die Bezeichnung *Kaufmannsweg* findet sich in Landkarten heute nur noch an einem kleinen Teilstück des Wegesystems zwischen Lorch und Rheingauhöhe, das in den *Rheinhöhenweg/Rennweg/Hohe Straße* in Richtung Osten zum Walluftal überleitet. Auf älteren Karten heißt derselbe Weg, von Lorch aus gesehen, *Kuhweg*, dann auch *Nothgottesweg*. Von Rüdesheim ausgehende Wegestrecken, die zur Höhe führen, sind *Holzweg*, *Kuhweg* und *Engerweg*. Speziell der Be-



Wegewandel: Die Alte Rheingauer Straße in der Gemarkung Walluf auf drei historischen Plänen: Links von Andreas Trautner (1751), Mitte von Christoph Hock (1774), Rechts Preuß. Generalstabkarte (1867)

reich *Enger Weg* verdient genauere Betrachtung. Neben *Altem* und *Neuem Engerweg* findet sich der schluchtartig ausgewaschene *Engergraben*, der direkt in die *Grabenstraße* und in den Rhein mündet. Fast hat es den Anschein, als sei hier der älteste „enge Weg“ (schmaler, tiefer Hohlweg) wegen verloren gegangener Benutzbarkeit zweimal parallel nach Osten verlegt worden und der ursprüngliche Weg zum Graben erodiert, wie auch schon in der Trautner-Karte von 1751 dargestellt. An der Mündung des Grabens in den Rhein führte eine direkte Rheinquerung bzw. Fährverbindung zur anderen Rheinseite nach Kempten (römische und hallstattzeitliche Besiedlung), wo eine weitere *Grabenstraße* weiter nach Süden und als *Große Hohl* aus dem Ort führt. Auch der Rüdeshheimer *Holzweg*, aber viel deutlicher noch der *Kuhweg* weisen sich als tief in das Gelände eingeschnittene Altwege aus, wobei besonders der gewundene *Kuhweg* durch sein (erneuertes) Natursteinpflaster und die beidseitigen Mauern zu den prägnantesten und reizvollsten Hohlwegen des Rheingaus gehört. Einen markanten Kreuzungspunkt bildet oberhalb von Rüdeshheim der Wegeschnittpunkt *An der Ulm*, wo der Name auf diesen Baum als altes Wegzeichen hinweist. Von hier aus führen zahlreiche Wegstrecken sternförmig zur Höhe und in Richtung Niederwald. Einer davon ist der Weg über das Ebental, im Volksmund heute noch *Alte Chaussee* genannt. Ein weiteres Teilstück dieser wichtigen Altwegezone kann man östlich von Aulhausen und dem Vinzenzstift im Wald feststellen, wo bis zu sieben parallele Hohlwege

erkennbar sind, die in Richtung Kammerforst und Rheinhöhenweg führen.

Die hier aufgeführten landschaftlichen Merkmale deuten auf eine stark frequentierte Landwegverbindung hin, die sicherlich einer vorrömischen Epoche zuzurechnen ist, wie die zahlreichen Hügelgräber in diesem Gebiet bekunden. Im Mittelalter scheint der Weg an Bedeutung verloren zu haben. Generell war der Rhein zu dieser Zeit für Lastschiffe befahrbar und der Landweg für Schwergütertransporte zu steil und zu beschwerlich. Möglicherweise wählte man für den Personenverkehr zu Pferde oder für den Transport kleinerer Lasten auf Packesel und Saumtier gelegentlich den *Kaufmannsweg*. Er war jedoch für größere Gütertransporte keine Alternative zum Schifftransport. Aus Archivalien des Ehrenfelder Zolls geht hervor, dass im 14. Jh. Massengüter aller Art zu allen Jahreszeiten durch das Binger Loch verschifft wurden.⁵ Allerdings erinnert der Name *Lorcher Schlag* an der Lorcher Gemarkungsgrenze an eine Kontrollstelle auch am *Kaufmannsweg*.

Wie der *Kaufmannsweg* mit seinen heute unterschiedlich benannten Abschnitten wechselt auch die oben schon genannte Altstraße *Kemeler Weg/Hohe Straße/Bäderweg* mehrfach die Benennung: Sie heißt im Bereich der Eltviller Gemarkung *Waldhohle/Kuhhohle* und mündet in die *Holzstraße*, um sich dann als ehemalige *Holzgasse* und *Leergasse* bis zum Rhein fortzusetzen. Eine ähnliche Namensvielfalt gilt für weitere Beispiele.



Talwege an der Bubenhäuser Höhe

Welcher Epoche der Name *Kaufmannsweg* zuzuordnen ist, kann hier nicht geklärt werden; die Bezeichnung *Nothgottesweg* dagegen kann natürlich erst nach Errichtung dieser Wallfahrtskirche im 14. Jh. entstanden sein.

Wege und Landschaft

Kuh- und *Holzwege* zählen zu den ältesten Wegen in unserer Landschaft und gehören zu jeder Siedlung. Die Namen dieser Wege haben sich nicht immer erhalten; besonders im Ortsbereich wurden sie meist geändert. Vielfach lassen sich diese Wegeführungen durchgängig bis zum Rheinufer verfolgen. Außerhalb der Orte sind sie oft noch als Hohlwege und an ihrer der Topographie angepassten Wegeführung erkennbar. Sicherlich wurden für den gemeinschaftlichen Viehtrieb und die Holzabfuhr, also unmittelbar lebensnotwendige Versorgungstätigkeiten, schon lange vor Entstehung der Weinkultur bereits vorhandene Wege benutzt, die, meist vom Rheinufer ausgehend, auf die Höhe, in den Hinterlandswald und zu weiteren, übergeordneten Zentren führten. Eine dieser Wegstrecken war die heute als *Kaufmannsweg* bezeichnete Verbindung, die sich als ein über die Jahrhunderte gewachsenes Wegesystem aus verschiedenen wechselnden Teilstücken darstellt. Über Furten und Fähren (wie beispielsweise in *Heidenfahrt*) fanden diese Wege eine Fortsetzung auch auf der südlichen Rheinseite. Vermutlich waren frühe Rheinquerungen strategisch wichtige Punkte für die Anlage von Burgstellen und Siedlungen. Vieles spricht dafür, dass gerade das älteste überörtliche Fernwegesystem einen Ausgangspunkt sowohl für die lokale Siedlungsentwicklung als auch für das örtliche Wegenetz darstellt.

Wo Wege Grenzlinien der Ortsgemarkungen darstellen, sind sie älter als diese Gemarkungen. Gelegentlich weist der Name *Scheidweg* auf eine solche Grenze hin. Bei in alten Karten genannten *Grenzgräben* handelt es sich vorwiegend um schon früher aus der Nutzung gefallene alte Hohlwege, die seit dem Mittelalter als Grenzen der Ortsgemarkungen dienten. Auch der Name *Eng(er)weg* deutet auf einen Hohlweg hin, ebenso

wie die Wegenamen *Hohl* oder Namen mit der Endung *-hohl*. Wo Hohlwege im Urzustand nicht erhalten sind, haben sie sich, wenn nicht durch Neubaugebiete und Flurbereinigungen eliminiert, auch in verwandelter Gestalt erhalten: Ausgebaut zu modernen Straßen oder aber erodiert zu (zeitweise) Wasser führenden Gräben oder sog. „Runsen“⁶ (wobei allerdings Runsen nicht generell auf Altwege, sondern auch auf andere Arten der Erosion zurückgeführt werden können).

In jedem Fall sind die ins Gelände eingeschnittenen, manchmal von Mauern gesäumten und romantisch bewachsenen alten Wege ein prägnantes und unverzichtbares Merkmal unserer Weinbaulandschaft, die dem Wanderer ein besonderes Landschaftserlebnis vermitteln können und nicht leichtfertig Siedlungs- und Straßenplanungen geopfert werden sollten. Die alten Wegenamen geben Auskunft über frühere Nutzungen und historische Zusammenhänge. Es wäre daher eine Bereicherung, diese Namen dem interessierten Wanderer zu erhalten. Die Rheingauer Kulturlandschaft hat mehr zu bieten als „Rheinsteigzuwegungen“, „Nordic Walking“- oder „Flötenwege“! Es liegt an uns, diese Spuren in der Landschaft auszuradieren oder sie zu pflegen und darin zu lesen.

Anmerkungen:

¹ Jeschke, Peter: Ländliche Rechtsquellen aus dem Kurmainzer Rheingau. Stuttgart 2003, S. 166, 496.

² Jeschke: Rechtsquellen, S. 143.

³ von Cohausen, August: Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters. Wiesbaden 1898, Abb. Blatt I (S. 345).

⁴ Eichhorn, Egon: Zur Topographie der mittelalterlichen Fern- und Landstraßen zum und im Limburger Becken. In: Nass. Annalen 76/1965, S. 63–152.

⁵ Volk, Otto: Wirtschaft und Gesellschaft am Mittelrhein vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. Wiesbaden 1998, S. 437–438.

⁶ „Runse“ ist ein geographischer Begriff für eine Erosionsschlucht mit kerbenförmigem Querschnitt oder durch abfließenden Niederschlag entstandene Furche; eine lineare Kleinform der Abtragung, die in Folge anthropogener Eingriffe in die Landschaft (hauptsächlich Entwaldung und Überweidung) bei starkem Unwetter entstehen kann. Als Hauptentstehungszeit nehmen Geographen das 11./12. und das 17./18. Jh. an, als die Entwaldung durch erhebliche land- und forstwirtschaftliche Nutzung in vielen Regionen Europas weit fortgeschritten war (Wikipedia).

Alle Abbildungen von der Verfasserin.

General Eduard von Fransecky

Das Alten- und Pflegeheim in Erbach trägt den Namen eines der bedeutendsten preußischen Generäle aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, dessen Bildnis auch auf dem Hauptrelief am Niederwalddenkmal in Rüdesheim verewigt ist.

*Im Denken besonnen und klar,
im Reden offen und wahr,
im Wollen nur edel und recht,
im Handeln stets fest und gerecht,
im Kampfe das Kühnste gern wagen,
in Gefahren niemals verzagen,
dem wehrhaften Gegner ein schrecklicher Feind,
dem wunden und kranken ein helfender Freund,
sonder Hochmut und Prahlen im Glück,
ungebeugt im Missgeschick,
vor Menschen ohne Furcht und Scheu,
vor Gott vor Ehrfurcht und Treu.
So, ich sag es, so laut ich kann,
denk und wünsch ich den deutschen Kriegesmann!*

Das hat Eduard von Fransecky einst selbst ins Goldene Buch des Germanischen Museums in Nürnberg geschrieben, und ein Zeitzeuge fügte hinzu: ... *ein solcher Kriegsmann war Fransecky. Möge es unserem deutschen Heere nie an Männern fehlen, die ihm gleichen!* Eduard von Fransecky zählt zu den fähigsten und mit höchsten Orden ausgezeichneten preußischen Generälen seiner Zeit. In Magdeburg gab es ein Fransecky-Denkmal, das aber dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer fiel. Auf einem weiteren Kriegerdenkmal ist er bis heute dort abgebildet. Verschiedene größere Städte, z.B. Berlin, Duisburg und Magdeburg, haben Straßen nach ihm benannt, und in Erbach gibt es ebenfalls die Franseckystraße.

Leben und Leistung Franseckys werden uns in seiner Autobiographie „Denkwürdigkeiten des preußischen Generals der Infanterie Fransecky“ lebendig: Er stammt aus einer alten ungarischen Adelsfamilie, die seit 1690 im bran-



Das von Buttlar Fransecky-Stift in Erbach

denburgischen, später preußischen Dienst stand. Sein Vater Christian von Fransecky war ein preußischer „Dragonerkapitän“. Als dieser nach dem Frieden von Tilsit 1807 aus der Armee entlassen wurde, zog die Familie – nun in schweren finanziellen Nöten – nach Friedberg zum Schwiegervater. Man lebte von Erspartem und Zuschüssen des Schwiegervaters. Auf Vermittlung eines Schwagers fand die Familie schließlich im ländlichen Gedern einen Ort, wo das Leben nicht so teuer war. Eduard von Fransecky beginnt sein Buch mit den Worten: *Am 16. November 1807 wurde ich zu Gedern im Großherzogtum Hessen geboren, im trübseligsten aller Monate des Jahres, im unglücklichsten Jahre preußischer Geschichte! Es war das Jahr des Tilsiter Friedens, des tiefsten Falles des Vaterlandes. Ich betone das Wort Vaterland, um von vorneherein auszusprechen, dass ich, obschon in Hessen geboren, von väterlicher Seite doch seit meiner Geburt preußischer Untertan war und bin.* Dem Vater war wichtig, seine drei Söhne schnellstmöglich bei der Armee unterzubringen, so dass sie nicht mehr von der Familie versorgt werden mussten.

Der ältere Bruder trat direkt in die Truppe ein, während Eduard mit seinem Bruder Ernst zunächst in das Kadettenkorps aufgenommen wurde. Am 1. November 1818 reiste der Vater mit dem noch nicht ganz elf Jahre alten Knaben nach Potsdam, um ihn dort bei der Kadettenanstalt vorzustellen und abzugeben. Die Erziehung, die der Vater seinen Söhnen hatte angedeihen lassen, ist sehr streng gewesen. Er regierte, wie Eduard später schreibt, *mit dem Stock oft strenger als verdient war, und so stand meine Erziehung im Kadettenhaus, was Härte und Entbehrung anbelangte, jener im Elternhaus in nichts nach.* Drei Jahre blieb Eduard in Potsdam und wurde dann in das Berliner Kadettenhaus versetzt. Über diese Zeit schreibt er: *Im Sommer mussten wir Kadetten um 5.30 Uhr aufstehen, im Winter um 6 Uhr. Bis zum Schlafengehen um 21.30 Uhr war der Tag angefüllt mit Unterricht und Arbeit, unterbrochen von kargen Mahlzeiten und zwei Stunden Spaziergang. Wohn- und Schlafräume wurden im Winter auch bei strengster Kälte erst gegen Mittag angeheizt. Das Waschwasser war oft gefroren und musste*

erst mühsam aufgeschlagen werden. Im Potsdamer Kadettenhaus bestand das Frühstück aus einer Suppe und einem Stück Brot, natürlich ohne Butter. Auch im kältesten Winter gab es keine Mäntel, sondern nur eine dünne, sogenannte Litewka, die uns junge Kadetten vor Frost nicht schützen konnte. Das Berliner Kadettenhaus war zwar, was die Baulichkeit anging, besser ausgestattet als das Potsdamer, Spartanismus legte aber diese Anstalt den Zöglingen mehr auf, als wohl nötig, ja als gut war. Als Frühstück erhielten wir ein Kugelbrot aus stark gesäuertem Roggenteig, dem ein Schluck kalten Wassers nachhelfen musste, um in den Magen zu kommen.

Die Vorgesetzten Franseckys erkannten schon früh Eduards Fähigkeiten und seine gute Führung. Sie berichten über den Eindruck, den Fransecky damals auf sie machte: *Nicht über Mittelgröße, war seine Erscheinung doch dazu angetan, auf jeden Soldaten von vornherein einen vorteilhaften Eindruck zu machen. Von jugendlich frischer Gesichtsfarbe, sehr lebhaftem Ausdruck und großer Herzlichkeit, erschien er jünger als er war.* Als eine erste Anerkennung durfte er in seiner Berliner Zeit die Aufnahme in die Gruppe der sogenannten „Pagen“ betrachten: Bei festlichen Anlässen wurden diese zum Dienst an der königlichen Tafel bei Hof herangezogen. Hier konnte Eduard das Leben der königlichen Familie aus nächster Nähe beobachten. Viele berühmte Zeitgenossen jener Epoche, Fürstlichkeiten, Militärs, Politiker und Wissenschaftler, traten nun in den Gesichtskreis des jungen Fransecky. Anschaulich erzählt er in seinen „Denkwürdigkeiten“, was er bei Hofe sah und hörte, auch manche pikante Szene. Er schreibt: *Das Brandweintrinken, selbst unter den Offizieren, war so allgemein und die Liederlichkeit unter den Damen so verbreitet, dass man die besseren Elemente der dortigen Gesellschaft nur bedauern konnte, nicht bloß in solcher Gesellschaft zu leben, sondern selbst den Verdacht sich gefallen lassen müssen, auch nicht ganz rein zu sein.*

Damals sah er zum ersten Mal Prinzessin Marianne der Niederlande, die Jahrzehnte später, gleich wie er, in Erbach ihren Wohnsitz nehmen sollte. Marianne war 13 Jahre alt und besuchte mit ihrer Mutter, die eine Schwester des

preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. und Königin von Holland war, den königlichen Onkel in Berlin. Mit an der Tafel, an der Fransecky als Page Dienst tat, saßen unter anderem noch die Kurfürstin von Hessen, ebenfalls eine Schwester des Königs, mit ihren Kindern. Großen Eindruck hat die 13-jährige Prinzessin Marianne offenbar nicht auf den jungen Kadetten gemacht, wenn er festhält: *Die noch sehr jugendliche Prinzessin Marianne sah mit ihrem einfach gescheitelten, ganz ungeschmückten, im Nacken kurz abgeschnittenen Haar und in ihrem ebenso einfachen Kleide recht unbedeutend aus und war daher auch wohl nur wenig Gegenstand der Beachtung.*

In den Schilderungen Franseckys kommt immer wieder seine hervorragende Beobachtungs- und Darstellungsgabe zum Ausdruck, die wohl mitbestimmend gewesen ist für seine spätere Laufbahn. 1825 wird er Offizier und zum Infanterieregiment 16 nach Düsseldorf versetzt. Er schreibt: *Als ich Berlin verließ, wandten sich meine Gedanken nach vorwärts, in die Zukunft, die nun wie ein verschlossenes Buch vor mir lag. Ich malte mir dieselbe rosig aus, mischte aber auch Ernstes dazwischen, denn ich hatte von dem Offiziersleben doch schon manches gehört und gesehen, was zum ernstesten Nachdenken Anlass geben konnte: Namentlich war es die kümmerliche wirtschaftliche Lage, in die ein Linien-Infanterieoffizier von vornherein, mochte seine Garnison sein welche sie wollte, unausweichbar geriet, und die, auch mir in Aussicht stehend, mich mit wirklicher Bangigkeit erfüllte. Aber schon früh gewöhnt, an meinem Schicksal mit eigener Kraft arbeiten zu müssen, und auf den Glauben an mein gutes Glück fußend, nahm ich mir vor, diesem Glück auch die Hand zu bieten durch das Streben, ein tüchtiger Offizier werden zu wollen!*

Nach drei Jahren Kompaniedienst wird er, für ihn selbst oft überraschend, nacheinander Bataillons-, Regiments- und Divisionsadjutant. In den Garnisonstädten Düsseldorf, Köln und vor allem in Münster führt Fransecky ein recht geselliges Leben: *Was nun meine Person betrifft, schreibt er, so traf es sich, dass ich schon auf dem ersten Ball mit den beliebtesten Damen tanzen konnte, mir fiel dabei die Rolle des Vortänzers zu,*



Eduard von Fransecky, Selbstbildnis des jungen Generals, Kreidezeichnung, 1836

da der frühere Inhaber dieser Stelle für längere Zeit verhindert war...Natürlich wurde ich durch diese Rolle um so leichter mit den jungen Damen und auch mit jenen Herren bekannt, die mit der Leitung der Bälle und sonstiger Vergnügungen betraut waren, und dies verschaffte mir ganz unerwartet eine durchaus angenehme Stellung in dieser Gesellschaft.

In der Freizeit beschäftigt er sich mit Malerei und Literatur, unaufhörlich bestrebt, sein Wissen zu erweitern. Sein Können auf dem Gebiet des Malens und Zeichnens mit schwarzer Kreide war immerhin so beeindruckend, dass kein geringerer als Friedrich Wilhelm v. Schadow, seinerzeit Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie, beim Betrachten eines Bildes Franseckys äußerte, *es möchte der Leutnant von Fransecky den Degen mit dem Pinsel vertauschen, da er ein entschiedenes Talent für die Kunst verrate.* Als erstes gedrucktes Werk aus seiner Feder erschien 1834 die „Geschichte des königlich-preußischen 16. Infanterieregiments“. Ihm folgten im Laufe der nächsten Jahrzehnte eine Reihe von militärwissenschaftlichen Veröffentlichungen, darunter eine Broschüre mit dem Titel „Ideen und Betrachtungen über Soldatenbekleidung und Ausrüstung“.

Als hochbegabter junger Offizier zieht er schon früh wieder die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, besonders des damaligen Generalmajors Wrangel. Die beiden wird ein Leben lang eine tiefe Freundschaft verbinden. In die Jahre seiner Adjutantentätigkeit fällt auch das für sein persönliches Leben entscheidende Ereignis: Am 11. Dezember 1836 heiratet er Sophie Luise Freiin von Preuschen von und zu Liebenstein, eine entfernte Verwandte seiner Mutter. Ein Jahr später wird das erste Kind, Tochter Anna, geboren, *welche, schreibt er, wie seither immer unverändert uns zu glücklichen Eltern macht.*

1843 wird Fransecky zum preußischen Generalstab versetzt, eine beachtliche Auszeichnung, denn er war einer der wenigen, denen der Sprung in den Generalstab gelang, ohne vorher die preußische Kriegsschule besucht zu haben. Die nächsten 15 Jahre verbringt Fransecky in verschiedenen Dienststellen des Generalstabs, wird Mitglied in Studienkommissionen für Kriegsschulen und Kriegsakademien, bis er im Dezember 1857 unter Ernennung zum Kommandeur des 31. Infanterieregiments in Erfurt als Oberst in den aktiven Truppendienst zurückkehrt. In dieser Zeit wird er Vater zweier weiterer Kinder, Ernst und August.

1866, als Generalleutnant und Kommandeur der 7. Division in Magdeburg, wird er einer der höchstdekorierten Generäle des Preußisch-Österreichischen Krieges.

Die 7. Division hatte gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner starke Verluste – nur 89 Offiziere und 2162 Mann – doch sie hielt die Stellung bis zum Eintreffen des Kronprinzen mit der Verstärkung. Als legendär in der preußischen Militärgeschichte gilt – nach Walter von Bremens Schilderung – die Standhaftigkeit Franseckys: *Keinen Schritt gehen wir zurück, hier sterben wir, ruft Fransecky seinen Truppen zu, und auch die vierfache Übermacht des Kriegsgegners lässt ihn nicht weichen. In dieser Division herrscht guter Geist, Ordnung und feste Disziplin.* Sein Ausharren in der Schlacht bei Königgrätz/Preßburg am 3. Juli war strategisch wichtig und wurde letztendlich für Preußen kriegsentscheidend. Man meldete dem König, die 7. Division leide schwer, aber sie halte fest.



General Eduard von Fransecky auf dem Hauptrelief des Niederwalddenkmals. Er ist auf der rechten Seite in der zweiten Reihe der erste der beiden als einzige mit Kopf und Rumpf dargestellten Generäle.

1870/71 im Deutsch-Französischen Krieg kann Fransecky, ähnlich wie im Krieg 1866, in der Schlacht bei Gravelotte, den siegreichen Ausgang der Schlacht maßgeblich beeinflussen. Kaiser Wilhelm schenkte ihm nach dem Krieg eine silberne Gedenkmünze, auf der die Namen der 24 Männer standen, die sich um den Sieg Deutschlands verdient gemacht hatten. Es beweist einmal mehr die Bedeutung Franseckys, dass auf dieser Münze sein Name mit den Namen Bismarcks, des Kronprinzen Friedrich, Generalfeldmarschall Moltkes und des Kriegsministers Roon geprägt ist. So ist General Eduard von Fransecky auch neben den Darstellungen dieser Männer auf dem Niederwalddenkmal in Rüdeshcim zu finden.

Fransecky wird vom Kaiser zum kommandierenden General des 15. Armeekorps mit Sitz in Straßburg ernannt, anschließend war er bis zum Ende seiner Laufbahn Militärgouverneur der Reichshauptstadt Berlin. *1879 begann, schreibt Walter von Bremen, seine letzte Verwendung als Gouverneur von Berlin.* Zu seinem 50-jährigen Dienstjubiläum wird er mit dem Schwarzen Adler-

orden ausgezeichnet. Eine besondere Ehrung im Blick auf seine hohen Verdienste stellt im Jahre 1872 die Dotation dar, die er vom Kaiser persönlich erhält. Als er die Dotation erhielt, mit der er fünf Jahre später ein Haus und Grundstück in Erbach kaufte, schreibt er: *Ich freue mich für die Meinigen.*

Das Gebäude des heutigen Franseckystiftes wird nicht vor dem 19. Jh. erwähnt und gehörte vor dem Kauf durch Fransecky zu einem der bedeutendsten und größten Adelshöfe von Erbach. Nach seiner Verabschiedung zog Fransecky mit Frau und Tochter Anna nach Wiesbaden, wo er seinen Lebensabend verbringen wollte, und nutzte seinen Hof in Erbach Jahr für Jahr als Sommersitz. Noch im Krieg 1870/71, mit 63 Jahren, war er oft von morgens bis abends im Sattel und schlief mit einer Pferdedecke unter freiem Himmel. Nun stellten sich aber viele körperliche Beschwerden ein, die wohl auch eine Folge großer Strapazen und Entbehrungen waren.

Seine Tochter schreibt von dieser Zeit: *Sehr zurückgezogen lebten meine Eltern fortan in ganz kleinem Verwandtenkreise und im Verkehr mit wenigen Freunden. Im Stillen übte mein Vater manches schöne Werk der Barmherzigkeit. Sein lebhafter Geist blieb rege und empfänglich, er las und schrieb viel, ließ sich auch von mir vorlesen, aber seine Energie ließ nach, seine Körperkräfte nahmen ab. Oft wurde er von Gichtanfällen an das Zimmer gefesselt, doch den Rollstuhl verschmähte er. Seine sprechenden blauen Augen blieben hell, seine Gesichtsfarbe blieb wunderbar frisch und blühend.* Am 21. Mai 1890 starb General Eduard von Fransecky im Alter von 83 Jahren in der Villa Nassau in Wiesbaden und wurde auf Befehl des Kaisers auf dem Alten Friedhof mit militärischen Ehren beigesetzt.

Seine Tochter Anna erbt den Sommersitz in Erbach und heiratete den Freiherrn von Buttlar v. Brandenfels. Sehr zum Bedauern Annas haben sie keine Kinder bekommen, und so stiftete sie den Besitz in Erbach als eine Erholungsstätte für bedürftige Frauen und Töchter von Offizieren. Später ist das Stift in ein von Diakonissen betreutes Altersheim umgewandelt worden, und 1968 wurde im Fransecky-Park ein Neubau errichtet.



Bildnis der Tochter Anna, der Gründerin des Stiftes

Heute ist das Alten- und Pflegeheim „von Buttlar-Fransecky-Stift e.V.“ eine Einrichtung der Evangelischen Diakonie. Der Träger des Hauses ist ein eingetragener Verein und Mitglied des Diakonischen Werkes Hessen-Nassau. Das aus zwei Trakten bestehende neue Haus wurde 1992 und 2002 größtenteils modernisiert, so dass heute darin über hundert Bewohnerinnen und Bewohner in Ein- und Zweibettzimmern leben.

Quellen

Archiv des von Buttlar-Franseckystiftes in (Eltville)-Erbach. von Bremen, Walter (Hrsg.): Denkwürdigkeiten des Preußischen Generals der Infanterie Eduard von Fransecky. Berlin: Verlag Velhagen und Klasing, 1901.

Herrmann, Albert: Gräber berühmter und im öffentlichen Leben bekannt gewordener Personen auf Wiesbadener Friedhöfen, aufgezeichnet 1928.

Kratz, Werner: Erbach im Rheingau, Baudenkmale und Geschichte. 1954.

Schulsenk, Fritz: Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald (Druckerei Möhnen, Cochem, o.J.).

Ufer, Erich: Das Buttlar von Franseckystift zu Erbach im Rheingau. Selbstverlag des Buttlar-Franseckystifts, 1976.

Alle Abbildungen von der Verfasserin, außer Abbildung Seite 19 (R. Göttert).

Die Bildhauerfamilie Leonhard

Der folgende Aufsatz ist der Erinnerung an den Eltviller Bildhauer Ferdinand Leonhard gewidmet, dem für eine wertvolle Bücherspende an das Eltviller Stadtarchiv sehr zu danken ist. Diese Bücher erscheinen künftig im Online-Katalog der Mediathek und können während der Öffnungszeiten im Stadtarchiv eingesehen werden.

Den Bericht über die Familie Leonhard, der in Villmar die Leonhard-Straße gewidmet ist und die 16 Bildhauer und einen Maler hervorbrachte, habe ich nach vielen Gesprächen mit Ferdinand Leonhard verfasst. Er bat jedoch, diesen erst nach seinem Ableben zu veröffentlichen, was ich hiermit tue. Mit Ferdinand Leonhards Tod am 29.10.2009 ist für alle heimatkundlich Interessierten eine wichtige Informationsquelle versiegt. Gerne erinnere ich mich an Besuche in seinem Haus, wo zahlreiche Antiquitäten, alte Bücher, Aquarelle und Zeichnungen Zeugnis von der Sammlerleidenschaft des Hausherrn ablegen. Bei Rundgängen über den Eltviller Friedhof und während langer Telefongespräche war immer etwas Neues über Alt-Eltville zu erfahren. Gerne erinnern sich auch die Rheingauer Heimatforscher an die Leseabende im Jahre 2005, bei denen sie im Rahmen der Reihe „Alte Schriften lesen“ die Aufzeichnungen seines Urgroßvaters Johann Peter Leonhard mit Erinnerungen an die Schlacht bei Waterloo lesen durften. Es waren spannende Geschichtsstunden.

In seiner bescheidenen, humorvollen Art war Ferdinand Leonhard ein angenehmer Gesprächspartner. Durch seine Tätigkeit auf dem Eltviller



Bildhauer Ferdinand II Leonhard (1920–2009)

Friedhof und Erzählungen seines Vaters war er mit der Geschichte vieler Eltviller Familien vertraut und konnte sehr anschaulich darüber berichten. Wiederholt erzählte er die Geschichte der Familie des langjährigen Eltviller Amtsrichters und späteren Ersten Bürgermeisters der Stadt Wiesbaden, Christian Schlichter, der nach kurzer Amtszeit 1882 in Wiesbaden verstorben war: Als Schlichters Witwe bei dem Bildhauer Karl Philipp Keil ein Grabmal in Auftrag gab, verliebte sie sich in ihn und ging schon bald eine zweite Ehe mit ihm ein. Professor Keil war ein bekannter Bildhauer. Von ihm stammt ein Relief an der Siegestsäule in Berlin. Auch an der Ausstattung der Russischen Kapelle in Wiesbaden ist er beteiligt gewesen.

Da die Ehe der Schlichters kinderlos geblieben war, hatten ihre Verwandten schon fest mit ihrem Nachlass gerechnet, mussten nun aber um das schon sicher geglaubte Erbe fürchten. Sie verfassten ein Spottgedicht, das sie in der Zeitung veröffentlichten:

*Der Witwe Schmerz war unermesslich,
und der Verlust schien unersetzlich.
Doch hatte kaum das Jahr gewendet,
da war die Trauer schon beendet.
Gott Amor schoss, es war kein Pfeil,
ins Herz ihr einen langen Keil ...*

Die Dame war darüber sehr erobost, und als Keil 1889 starb, setzte sie die Stadt Eltville testamentarisch als Erbin ein. In ihrem ehemaligen Wohnhaus befindet sich heute das Bauamt der Stadt. Keils Grabmal auf dem Nordfriedhof in Wiesbaden stammt aus der Werkstatt des Bildhauers Josef Leonhard in Eltville.

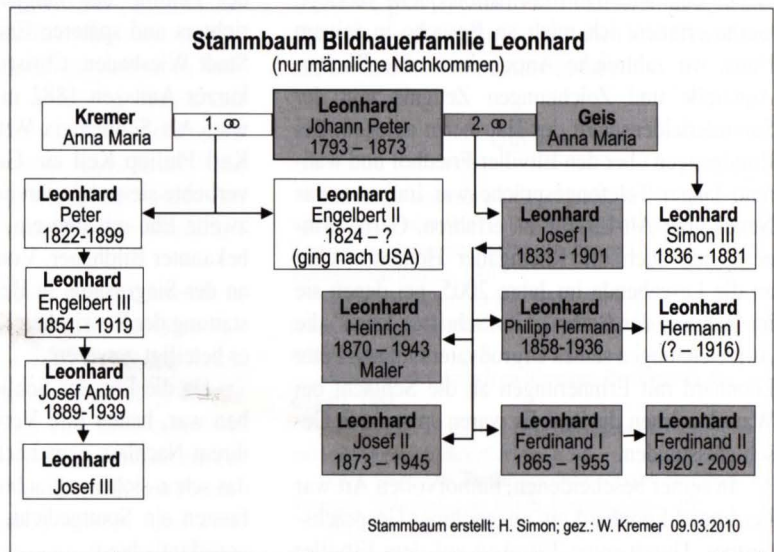
Die Geschichte beginnt mit Simon Leonhard I, der 1725 in Runkel geboren wurde. Da Runkel zum Fürstentum Nassau gehörte, wurde er evangelisch getauft. Als er nach Villmar heiratete, das zum Kurfürstentum Tier gehörte, nahm er jedoch den katholischen Glauben an. In Villmar betrieb er den gemeindeeigenen Kalkofen, machte sich aber auch als Bildhauer einen Namen. Er fertigte beispielsweise einen Altar für die Benediktiner Abtei in Seligenstadt und erstellte einen Kostenvoranschlag für den Hochaltar in Trier, der wahrscheinlich von ihm begonnen und von seinem Sohn fertiggestellt wurde.

Sein Sohn Simon Leonhard II arbeitete als Werkmeister im Diezer Zuchthaus, betätigte

sich aber auch als Bildhauer. Er fertigte u. a. 28 Säulen und acht Wandhalbsäulen aus Villmarer Marmor für den Kurhaussaal in Wiesbaden, der heute „Christian-Zais-Saal“ genannt wird. Auftraggeber war Herzog Friedrich August von Nassau-Usingen.

Simon Leonhards ältester Sohn Engelbert I übernahm das großväterliche Geschäft. Er pachtete die gemeindeeigenen Marmorbrüche, stand jedoch mit der Diezer Zuchthausdirektion in Konkurrenz, die die Diezer Brüche ausbeutete. Da die Zuchthausdirektion die von den Zuchthausinsassen angefertigten Arbeiten zu Niedrigstpreisen anbot, bedeutete dies das Aus für viele alteingesessene Villmarer Steinmetzbetriebe. Es gab wiederholt Auseinandersetzungen mit Zuchthausdirektor Lindpaintner, der gleichzeitig auch Direktor des Zuchthauses und der Irrenanstalt in Kloster Eberbach gewesen ist.

1822 beschloss die nassauische Landesregierung, 16 Grenzsäulen aus Stein in der Diezer Zuchthausfabrik anfertigen zu lassen. Die Grenzsteine sollten die nassauische Grenze zu Preußen markieren und damit auf die Souveränität Nassaus hinweisen. Die Arbeiten wurden von ungelerten Zuchthausinsassen unter Anleitung und Aufsicht des Werkmeisters Simon Leonhard II erstellt. Dagegen protestierten in zwei Bittschriften an das Herzoglich Nassauische Staatsministerium seine



Söhne, die Brüder Engelbert I und Johann Peter Leonhard, jedoch ohne Erfolg.

1823 gelang es Lindpaintner, in Engelbert Leonhards Pachtvertrag einzusteigen. Danach beauftragte er Villmarer Steinhauer für einen Hungerlohn, in den Villmarer Brüchen Steine zu brechen und nach Diez zu schaffen. Daraufhin verkaufte Engelbert Leonhard, dessen wirtschaftliche Lage unerträglich geworden war, 1824 seine Pachtrechte an die Zuchthausfabrik in Diez, versteigerte sein Werkzeug und nahm eine Stelle als Werkmeister in der Zuchthausfabrik Freiburg im Breisgau an. Er kehrte jedoch nach Schließung der Freiburger Strafanstalt nach Villmar zurück und arbeitete unter Leitung seines Bruders Johann-Peter mit an der Ausstattung der Russischen Kapelle auf dem Neroberg in Wiesbaden. Auf Engelbert Leonhard geht ein Altar in der Dauborner Kirche und der große Marmorbrunnen zurück, der nach mehrmaliger Verlegung seines Standortes heute den Villmarer Rathausplatz ziert.

Weit über die Grenzen Villmars bekannt wurde der 1793 geborene **Johann Peter Leonhard**. Als einfacher Soldat stand er im nassauischen Militärdienst und kämpfte 1815 gegen Napoleon bei Waterloo. Nach dem Krieg arbeitete er als Handwerksgeselle in Holland und Belgien und ist vermutlich auch in Paris tätig gewesen. In



Johann Peter Leonhard (1793–1873) Teilnehmer an der Schlacht bei Waterloo (18.06.1815) gegen Napoleon

seine Heimat zurückgekehrt, heiratete er im Jahre 1821 und wurde kurz darauf in die Bürgerliste der Gemeinde Villmar aufgenommen. Aus der Ehe gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor. Nach dem frühen Tod seiner Frau heiratete Johann Peter ein zweites Mal. Mit seiner zweiten Frau hatte er sieben Kinder, darunter zwei Söhne. Alle vier Söhne wurden Bildhauer. Johann Peter Leonhard arbeitete mit Marmor aus den Villmarer Steinbrüchen. Er beschäftigte mehrere Gesellen und später auch seine Söhne. Aus seiner Werkstatt stammen Marmorarbeiten an mehreren Schleusen im Lahntal und am Schiffstunnel in Weilburg. Er arbeitete u. a. auch für die Schlösser Dehrn, Neuwied, Koblenz, Karlsruhe, Hohenzollern-Hechingen und



Sammlung von Gipsmodellen

Biebrich und lieferte die Marmorausstattung der Russischen Kapelle in Wiesbaden, wofür er den Auftrag von dem aus Geisenheim stammenden nassauischen Oberbaurat Philipp Hoffmann erhielt.¹

Die Schönheit des Villmarer Marmors zeigt sich besonders an dem prächtigen Mosaikfußboden der Russischen Kapelle. Johann Peter Leonhard wurde für diese Arbeit bei der ersten Ausstellung deutscher Industrie- und Gewerbeerzeugnisse in München im Jahre 1854 mit der Bronzemedaille ausgezeichnet. Die an der Russischen Kapelle beteiligten Bildhauer haben sich in sechs Marmormedaillons in einem Halbreliëf dargestellt, darunter auch einer von Johann Peters Söhnen. Die Gipsmodelle sowie die der Apostelfiguren am Sarkophag von Professor Hopfgarten sind im Eltviller Atelier erhalten. Wegen Krankheit übergab Johann Peter Leonhard 1865 das Geschäft in Villmar seinem ältesten **Sohn Peter** aus erster Ehe und seinem **Sohn Simon III** aus zweiter Ehe und widmete sich von da an nur noch der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen. Am 23. März 1873 ist er in Villmar im Alter von 80 Jahren gestorben. Es ist nicht bekannt, wie lange Peter und Simon Leonhard das väterliche Geschäft gemeinsam weiterführten. Es steht jedoch fest, dass sich Simon Leonhard nach einiger Zeit von seinem Bruder trennte und sich in Bingen als Steinmetz niederließ. Peters Nachkommen betrieben bis 1950 in Villmar eine Steinmetz-Werkstatt oberhalb der nassauischen Marmorwerke.

Johann Peters **Söhne Engelbert II** und **Josef (I) Leonhard** eröffneten 1856 in Wiesbaden Biebrich ein Atelier. Durch die Arbeiten an der Russischen Kapelle bekannt geworden, erhielten sie sogleich lukrative Aufträge. Ihre Kunstfertigkeit wurde mehrfach in Presseartikeln gewürdigt.² *In den letzten Tagen war das Atelier der Herren Gebrüder Leonhard zu einem wahren Wallfahrtsort aller für Kunst sich-Interessierender geworden. Es stand*

dasselbst ein von einem Professor aus Kreuznach bestelltes Grabdenkmal aus gräulichem Sandstein zur Ansicht aus. Ein Engel in kniender Stellung, den linken Arm voller Rosen, streut mit der rechten Hand diese auf das Grab. Der Totaleindruck der Figur ist ein wirklich ergreifender; der wehmütige und doch zugleich freudige Ausdruck in dem Gesicht fesselt den Beschauer unwillkürlich. Die Ausführung der Figur anlangend, können wir nur sagen, dass die beiden Herren sich als Künstler im wahrsten Sinne des Wortes bewährt haben. [...] Ihre Hoheiten der Herzog und Frau Herzogin beehrten gestern das Atelier durch ihren Besuch, verweilten längere Zeit darin und sprachen sich in äußerster lobender Weise über das Werk aus.

Nach dem Untergang des Herzogtums Nassau im Jahre 1866 gaben die Brüder Leonhard ihr Atelier in Biebrich auf. **Engelbert II** wanderte nach Amerika aus. Er ist dort auch bekannt und berühmt geworden, wie die von Ferdinand Leonhard in einer Mappe aufbewahrten Fotos seiner in Amerika geschaffenen Arbeiten beweisen. **Engelberts Bruder Josef (I)** eröffnete ein Atelier in Eltville,³ Taunusstraße/Ecke Wörthstraße. Auch Josefs unverheirateter **Bruder Simon Leonhard III** ließ sich von Bingen kommend mit seiner Schwester, die ihm den Haushalt führte, in Eltville in der Taunusstraße 16 nieder. Er hatte sich in seinem unweit der Nahemündung gelegenen, feuchten Haus Gelenkrheuma zugezogen, und weil dadurch auch sein Herz angegriffen war, konnte er nur noch gelegent-



Die Werkstatt mit alten Handwerksutensilien

lich in der Werkstatt seines Bruders mitarbeiten. 1881 ist er gestorben. Sein Grab auf dem Eltviller Friedhof ist noch erhalten. Seine Schwester kehrte in den Schoß der Großfamilie nach Villmar zurück.

1868 gaben die Gebrüder Leonhard mehrere Werbeanzeigen auf und erhielten alsbald danach große Aufträge. Noch im gleichen Jahr berichtet der Rheingauer Bürgerfreund von einem für den Eltviller Pfarrer auf dem Friedhof am Roßpfad errichteten gotischen Grabmal aus rotem Sandstein mit einem Muttergottesbild aus grauem Sandstein, das mit *ungemeiner Sorgfalt bis in die kleinsten Kleinigkeiten* gearbeitet sei, so dass man mit vollem Recht sagen könne: *Dies Werk lobt die Meister. Gebr. Leonhard in Eltville.*⁴ Die Leonhards befassten sich auch mit Restaurierungsarbeiten. Sie restaurierten u. a. das Grabmal der im Jahre 1806 freiwillig aus dem Leben geschiedenen Dichterin Karoline von Günderrode auf dem Friedhof in Winkel. Zu Josef (I) Leonhards Auftraggebern gehörten u. a. Prinzessin Marianne von Preußen, die Grafen zu Eltz, die Freiherren Langwerth von Simmern, die Grafen von Grunne, Eigentümer der Villa Sicambria, Eduard von Lade, die staatliche Domänenverwaltung und darüber hinaus zahlreiche Rheingauer Familien, wie beispielsweise die Nachkommen des Firmengründers Matheus Müller und viele Millionäre, die prächtige Grabdenkmäler und steinerne Bildwerke für ihre hochherrschaftlichen Villen errichten ließen. Josef (I) Leonhard hat eng mit den Eltviller Architekten Gebrüder Kahm zusammengearbeitet, die sich seit 1873 ebenfalls in der Taunusstraße etabliert hatten. Wenn wir heute mit offenen Augen durch Eltville gehen, begegnen uns überall Arbeiten des Bildhauers Josef Leonhard und seiner **Söhne Philipp Herrmann** und **Ferdinand I**, der später mit seinem **Sohn Ferdinand II** gemeinsam die Steinmetzwerkstatt des Vaters weiter betrieb. Josef Leonhard übernahm Bildhauerarbeiten am Neubau des Amtsgerichts, am Agenturgebäude am Rheinufer, am Anbau des Herrenhauses der Grafen zu Eltz und an zahlreichen weiteren Neubauten in und um Eltville.

Josef Leonhard war aber nicht nur im Rheingau, sondern darüber hinaus in der ganzen Region



Wappen am
Amtsgericht
in Eltville,
erbaut 1891.

tätig. Verschiedene Kriegerdenkmäler, der Baldachin in der Mariahilf-Kirche in Wiesbaden, der St. Andreas-Altar in der katholischen Kirche in Biebrich und das Dr. Gosebruch-Denkmal in Bad Schwalbach stammen aus seinem Atelier. Auf den Wiesbadener Friedhöfen sind mehrere bedeutende Grabdenkmäler erhalten, die er, wie seine Rechnungsbücher bezeugen, für Auftraggeber in St. Petersburg errichtete. Diese Arbeiten und auch die Sammlung alter Bildwerke und Grabsteine in und vor der Halle des ehemaligen Werkshofes und im Atelier in der Schwalbacher Straße zeugen vom regen Schaffen der Leonhards.

In zeitgenössischen Presseberichten werden ihre Arbeiten wiederholt beschrieben und hoch gelobt. 1884 berichtet der Bürgerfreund über die Restaurierung der Rauenthaler Kirche⁵, 1888 über ein dreieinhalb Meter hohes und 80 bis 90 Zentner schweres Denkmal, an dem der Meister sechs Monate gearbeitet habe, für den verstorbenen russischen Staatsrat von Grimm, einen intimen Freund des Zaren. Bei dessen Einweihung auf dem Russischen Friedhof in Wiesbaden sei Leonhards Sohn die Ehre zuteil geworden, der griechischen Königin Olga vorgestellt zu werden.⁶ 1892 wird über die Restaurierung des *altehrwürdigen Bildnis' des hl. Johannes Nepomuk* am Rheinufer an der Südseite des gräflich Eltz'schen Schlosses berichtet, das in dem *Befreiungskriege* von französischen Kugeln stark beschädigt worden sei,⁷ und



Halle auf dem Werkhof mit Grabsteinen und Kriegerdenkmälern

1899 über die Wiederherstellung der Pieta auf dem Weg nach Kiedrich. Auch die *Regina* in den Weinbergen am *Engen Weg*, so hieß es, bedürfte dringend einer umfassenden Renovierung.

In seinem Eltviller Atelier empfing Joseph Leonhard zahlreiche Besucher. Auch darüber schreibt der Rheingauer Bürgerfreund: *In dem Atelier des Herrn Bildhauers Leonhard hier befinden sich augenblicklich einige neue Kunstwerke, darunter zwei Christusköpfe. Der eine Christuskopf stellt dem Beschauer den ganzen vollen Schmerz der Leiden und Todesstunde des Gekreuzigten dar, die Gesichtszüge sind so naturgetreu ausgeprägt, daß man die Schmerzen, welche der Heiland erlitt, sozusagen mitfühlen muß. Der andere Christuskopf stellt den entschlafenen heimgegangenen Christus dar. Der Friede wohnt wieder in den Zügen des Entschlafenen.* – *Überhaupt der poetische Hauch weht einem bei einem Besuche in dem Atelier des Herrn Leonhardt an und machen wir ein kunstsinniges Publikum auf dasselbe aufmerksam, dessen Zutritt Herr Leonhard in bereitwilliger Zuivorkommenheit gestattet.*⁸

1894 beschreibt der Rheingauer Bürgerfreund die Renovierung des Eltviller Kirchturms.⁹ Wie der Eltviller Architekt und Heimatforscher Hermann Göbel später bemerkt, waren viele Ornamente bis zur Unkenntlichkeit verwittert. Darum mussten die Turmgalerie über dem Westportal neu gestaltet und viele Ersatzstücke geschaffen werden. Nach Meinung des Kirchenarchivars

Hans Kremer wäre uns *ohne die etwas zupackende und qualitativ überdurchschnittliche Renovierung von 1892 [...] der Kirchturm kaum erhalten geblieben.*¹⁰ 1897 wird über das Grabdenkmal für den verstorbenen Pfarrer Schlitt und den Frühmesser Widmann auf dem Eltviller Friedhof berichtet.¹¹

Josef Leonhards **ältester Sohn Philipp Hermann** eröffnete schon zu Lebzeiten seines Vaters ein eigenes Geschäft, während der **jüngere Sohn Ferdinand I** weiter im väterlichen Betrieb mitarbeitete.

Der **jüngste Sohn Josef II** arbeitete in einer Zweigniederlassung in Rüdesheim als Kaufmann und war für die Beibringung der Aufträge zuständig. 1901 starb Josef Leonhard I hochgeachtet und geehrt in Eltville und wurde auf dem Eltviller Friedhof beigesetzt. Schon 1891 hatte er einen *40 Ruthen umfassenden Lagerplatz an der Neudorfer Chaussee*¹² erworben, auf dem sich später seine Söhne Phillip Hermann und Ferdinand je ein Haus mit Werkstatt und Lagerplatz errichteten. Ferdinand I führte das renommierte Atelier seines Vaters weiter. Nach dessen Tod wurde die Niederlassung in Rüdesheim aufgelöst. Josef Leonhard junior verzog nach Frankfurt. Die in Rüdesheim abgelegte Halle steht heute in der Schwalbacher Straße in Eltville.

Philipp Hermann Leonhard, der als Nachfolger seines Vaters den Vorsitz des von diesem gegründeten Eltviller Gewerbevereins übernahm, konnte sich nach dessen Tod sogleich ungestört seiner Arbeit und seinen Geschäften widmen. Mehrfach werden nun auch seine Arbeiten in Presseberichten gewürdigt, darunter auch seine Arbeit am Grabdenkmal der Familie Müller-Netscher auf dem Eltviller Friedhof, das laut Pressebericht nach einem Entwurf des Eltviller Architekten Borchert gefertigt wurde. Die sitzende Madonna mit dem Christuskinde und die Engelsköpfe aus weißem Marmor stammten von einem Münchener Professor namens Busch, alle übrigen Steinhauerarbeiten und die Aufstellung des Denkmals habe Bildhau-

ermeister Ph. H. Leonhard ausgeführt. *Das Kunstwerk* erregte unter den zahlreichen Besuchern des Friedhofs *lebhaftige Bewunderung*.¹³

1905 übernahm Philipp Hermann Leonhard die Restaurierung des 1774 errichteten Eberbacher Hauptportals. Die 2,10 Meter hohe Madonnenfigur war so stark verwittert, dass sie neu gefertigt werden musste. Wie der Rheingauer Bürgerfreund berichtet, wurde die neue Figur aus einem 80 Zentner schweren Block herausgemeißelt. *Ein Teil der Arbeiten wurde an Ort und Stelle, der größte Teil jedoch, dabei die über zwei Meter hohe Madonnenfigur, welche in ihrer imposanten Schönheit das Portal wieder krönt, wurde in der Werkstätte des erwähnten Meisters in Eltville ausgeführt. Die Renovation dürfte als eine gelungene betrachtet werden, da das verwandte Material und die Bearbeitung der Steine den vorhandenen Teilen genau angepaßt ist, auch die neue Figur ist bis ins kleinste Detail der früheren nachgebildet ...*

Auch mit der Renovierung der Kiedricher Michaelskapelle war Philipp Hermann, der mit einer Kiedricherin verheiratet war, betraut. Zahlreiche Baldachine und Wimperge wurden von Leonhard neu modelliert, der dazu grauen Sandstein verwendete, der rot gestrichen wurde. Seinen Kopf hat er an der Außenwand der Kapelle verewigt.¹⁴ Trotz der zahlreichen Aufträge, die Philipp Hermann in diesen Jahren ausführte, kam er in finanzielle Schwierigkeiten. 1910 wurde sein Haus in Eltville zwangsversteigert. Heute befinden sich dort die Dachdeckerei Molitor und ein Haus mit einer Zahnarztpraxis.

Philipp Hermann Leonhard verlegte seinen Wohnsitz nach Frankfurt-Höchst, wo er auch weiter als Bildhauer tätig war. Er starb 1936. Sein **Sohn Hermann (I) Josef** Leonhard, akademischer Bildhauer und Steinmetzmeister, war bereits 1916 im Alter von dreißig Jahren an den Folgen eines Leidens gestorben, das er sich im Militärdienst zugezogen hatte. Ferdinand Leonhard I hatte mit dem Geschäft und dem Haushalt seines Vaters eine schwere Bürde übernommen. Die Mutter und drei noch unverheiratete Schwestern und ein Bruder waren zu versorgen. Erst nachdem die Mutter verstorben und die Schwestern verheiratet waren, konnte auch er an die Gründung einer eigenen Fa-

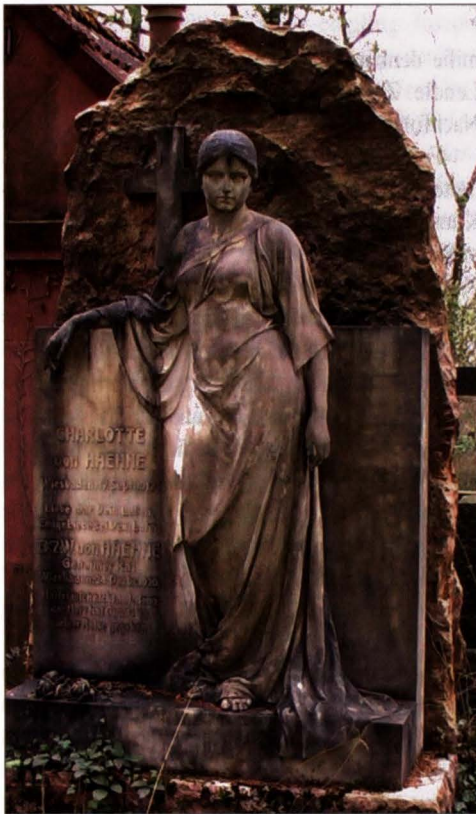


Grabmal für Joseph Leonhard I (1901)

milie denken. Mit 53 Jahren heiratet er Auguste Lendle. Zwei Jahre später wurde sein Sohn und Nachfolger **Ferdinand II jr.** geboren.

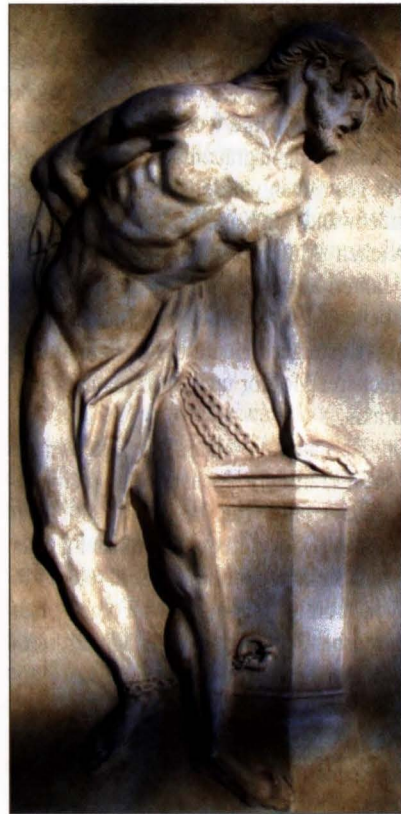
Ferdinands (I) **Bruder Heinrich**, ein sehr talentierter Maler, der seine Ausbildung an der Städelschule in Frankfurt und an der Kunstakademie in München erhalten hatte, lebte bis zu seinem Tode 1943 bei seinem Bruder in Eltville, der viele seiner kunstvollen Arbeiten in Mappen gesammelt hat. Auch die während mehrmaliger Aufenthalte in der Heil- und Pflgeanstalt Eichberg angefertigten Porträtstudien des Anstaltsleiters und der Insassen sind erhalten.¹⁵ 1904 errichtete **Ferdinand Leonhard I** ein noch heute erhaltenes Denkmal für seinen Vater Josef auf dem Eltviller Friedhof: *Das Grab des im Jahre 1901 heimgegangenen Bildhauers Joseph Leonhard hat ein Denkmal erhalten, das in Entwurf und Ausführung ganz den Intentionen des verstorbenen Meisters entspricht. In einem prachtvollen, rötlichen Granitblock ist das in weißem Marmor ausgehauene Bildnis des Meisters eingelassen. Das tadellos ausgeführte Halbrelief zeigt den Meister, wie er im vollen Mannesalter ausgesehen hat. Der Meister hat mit vielem Geschick die geistvollen Züge, vor allen das weltentrückte Künstlerrauge in den Stein gegraben.*

1913 berichtet der Rheingauer Bürgerfreund über eine der letzten großen Arbeiten des Meisters vor dem Ersten Weltkrieg: „Auf dem Russischen Friedhof in Wiesbaden wurde vor einigen Tagen ein hervorragendes Denkmal neuerer Grabmal-kunst errichtet. Das Monument zur Erinnerung an Frau v. Hähne stellt eine überlebensgroße weiblich Figur dar. Wie in die Ferne geht der Blick. Rosen entfielen der müden Hand, die auf einem Stein lehnt. Mit seltener Feinheit ist die Modellierung in den schimmernd weißen Laaser Marmor durchgeführt. Noch gehoben wird der Eindruck durch den hoch aufstrebenden mächtigen Quarzitblock, der das Denkmal aufs wirkungsvollste abschließt. Das Grabmal ist das Werk des durch seine zahlreichen Bildwerke [...] sowie viele bedeutende Grabmäler auf dem Russischen Friedhof wohlbekannten Bildhauers Herrn Ferdinand Leonhard in Eltville.¹⁶



Grabmal für Charlotte von Haehne (1912) auf dem Russischen Friedhof in Wiesbaden.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges brachen schwere Zeiten an. Auch die Nachkriegsjahre brachten keine wesentliche Besserung. Aufträge für große Grabdenkmäler wurden immer seltener. Ferdinands 1920 geborener Sohn Ferdinand II, der schon sehr früh Interesse für die Arbeit seines Vaters zeigte, nahm schon vierzehnjährig als Lehrjunge die Arbeit in der Werkstatt des Vaters auf. Nach abgeschlossener Lehre studierte er an der Gewerbeschule für Kunst und Handwerk in Mainz, die allerdings, wie Ferdinand jr. vermutet, im Krieg wegen ihrer nichtarischen Lehrer geschlossen wurde. Aus seiner Mainzer Zeit ist noch eine Arbeit „Jesus an der Geißelsäule“ erhalten, die erkennen lässt, dass auch er das Talent seiner Vorfahren besaß. Zu Beginn des Krieges wurde Ferdinand Leonhard zum Wehrdienst eingezogen, nach einigen Wochen jedoch wieder ausgemustert, da dem Stabsarzt seine Gesundheit nicht stabil genug erschien.



„Jesus an der Geißelsäule“, das Gesellenstück von Ferdinand Leonhard jr.



Fratze an Haus Nr. 9 in der Schwalbacher Straße in Eltville

Infolge seiner geringen Körperkräfte und der schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre hatte **Ferdinand Leonhard II** keine Möglichkeit, sein Talent zu entfalten. Bis zum Tode seines Vaters arbeitete er mit diesem gemeinsam in der elterlichen Werkstatt, die er danach alleine weiterführte. Seine Haupttätigkeit bestand in Restaurierungsarbeiten und dem Hauen von Inschriften, da es in der Branche allgemein üblich wurde, die fertig behauenen Grabsteine von großen Fachbetrieben zu beziehen.

Ferdinand Leonhard hatte seinen Nachlass schon zu Lebzeiten geregelt. Wichtig war ihm, dass sein Anwesen in seiner jetzigen Form erhalten bleibt. In Bildhauer Robert Schmidt aus Kiedrich hat er einen würdigen Nachfolger gefunden, der seine Werkstatt nach Eltville verlegt und damit das Geschäft der Leonhards an der Schwalbacher Straße zu neuem Leben erwecken wird. Die in ihrem Atelier erhaltenen Gipsmodelle werden weiterhin ausgestellt und die gesammelten alten Grabsteine zum großen Teil auch in Zukunft an Ort und Stelle an die Bildhauerfamilie Leonhard erinnern. Die alten Handwerksgeräte,

darunter eine Staubmaske, ein Eisenwolf, typische Arbeitskleidung und historische Zeichnungen von Leonhard'schen Werken werden künftig im Marmor-Museum in Villmar zu bewundern sein. Das Haus und der Garten sollen in ihrer heutigen Form weitgehend erhalten bleiben. Die Inneneinrichtung und das Inventar wurden von seinem Vetter und Erben teilweise übernommen bzw. ganz im Sinne des Verstorbenen abgegeben. Ferdinand Leonhard wurde nach einer von ihm bis ins Einzelne geplanten Trauerfeier auf dem Eltviller Friedhof in der Grabstelle seiner Eltern beigesetzt.

Quellen

<http://www.lydia-aumüller> Aus den Annalen der Villmarer Leonhard'schen Bildhauerfamilie

Ihre Aufzeichnungen beruhen auf Angaben und Unterlagen des Bildhauers Ferdinand Leonhard (1920–2009).

Dr. Wilhelm Lendle, Johann Peter Leonhard (1793–1863). Bad Godesberg 2002.

Stadtarchiv Eltville, Nachlass Leonhard

7.1.2005 Nassauer Tagblatt (Weilburg), Nachfahren Johann Peter Leonhards sind stolz auf die Bronzemedaille.

Bildnachweis

Alle Abbildungen von der Verfasserin, außer „Sammlung“ und „Werkstatt“ (D. Söder)

Anmerkungen

¹ Das Schreiben Hoffmanns befindet sich in Besitz von Heimatforscherin Lydia Aumüller aus Villmar.

² 17.6.1863 – Biebrich-Mosbacher Tagespost

³ Information Ferdinand Leonhard

⁴ 7.6.1868 – Rheingauer Bürgerfreund

⁵ 26.10.1884 – Rheingauer Bürgerfreund

⁶ 25.5.1887 – Rheingauer Bürgerfreund

⁷ 30.5.1892 – Rheingauer Bürgerfreund

⁸ 26.11.1884 – Rheingauer Bürgerfreund

⁹ 15.11.1893 – Rheingauer Bürgerfreund

¹⁰ Hans Kremer: Die Pfarrkirche St. Peter und Paul – Kunst, Geschichte und Bedeutung, 1994

¹¹ 30.12.1897 – Rheingauer Bürgerfreund

¹² 2.8.1891 – Rheingauer Bürgerfreund

¹³ 8.11.1904 – Rheingauer Beobachter

¹⁴ Auskunft Bildhauer Robert Schmidt, Kiedrich.

¹⁵ Info. Dr. Lendle. Die Mappen wurden von Frau Dr. Streich, Stadtarchivarin in Wiesbaden, und den Eltviller Stadtarchivarinnen bei der Auflösung des Nachlasses eingesehen.

¹⁶ 1913 – 18.9. – Rheingauer Bürgerfreund.

Der Russische Friedhof in Wiesbaden

Betrachtungen über einen historischen Freiraum

Lasst die Toten ihre Toten begraben.
(Matthäus 8, 22)

1. Einleitung

Historische Freiräume rücken immer mehr in das Interesse der Landschaftsarchitektur, aber auch anderer Fachrichtungen, wie der Kunst- oder Kulturgeschichte. Dass ein Besuch des Russischen Friedhofes in Wiesbaden lohnenswert ist, möchte dieser Beitrag zeigen, der sich vorrangig aus landschaftsarchitektonischer, aber auch aus kulturgeschichtlicher Sicht diesem Freiraum nähert. Bevor ein historischer Freiraum unter Denkmalschutz gestellt wird, wie dies beim Russischen Friedhof der Fall ist, gilt es, ihn zunächst aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu beurteilen. Birgt dieser Raum künstlerische oder kulturgeschichtliche Besonderheiten, die ihn schützenswert machen? Ist er von historischer Bedeutung oder ein Juwel der Gartenkunst? Ist er in seiner Funktion selten oder gar einmalig? Ohne zu übertreiben, kann man sagen, dass der Russische Friedhof in Wiesbaden – ganz gleich, aus welcher dieser Perspektiven betrachtet – ein besonderer Ort ist, der es in jedem Falle wert ist, geschützt, gepflegt und bewundert zu werden. Dieser Friedhof ist nicht nur eine in mehrfacher Hinsicht beeindruckende und bewegende Anlage, er spiegelt auch Wiesbadener Stadtgeschichte wider und ist vor allem ein einzigartiges Zeugnis russischer Kultur in Deutschland. Für die Verstorbenen und ihre Angehörigen ist es vielleicht ein Glück, dass dieses Kleinod so im Verborgenen liegt. Allen anderen jedoch, die einen Sinn für Stadtgeschichte

und die Schönheit einer solchen Anlage haben, entgeht, so sie diesen Friedhof nicht kennenlernen, ein inspirierendes Erlebnis.

2. Historischer Hintergrund

Die russische Kirche auf dem Neroberg gilt bekanntlich als Wahrzeichen der Stadt Wiesbaden. Vermutlich kann nur eine über Jahrhunderte gewachsene und für beide Seiten sehr fruchtbare Verbindung dazu führen, dass eine hessische Stadt ein russisch-orthodoxes Gotteshaus zu ihrem Wahrzeichen macht. Und genau eine solche Verbindung entwickelte sich seit der Regierungszeit Peters I. zwischen dem russischen Zarenhof bzw.

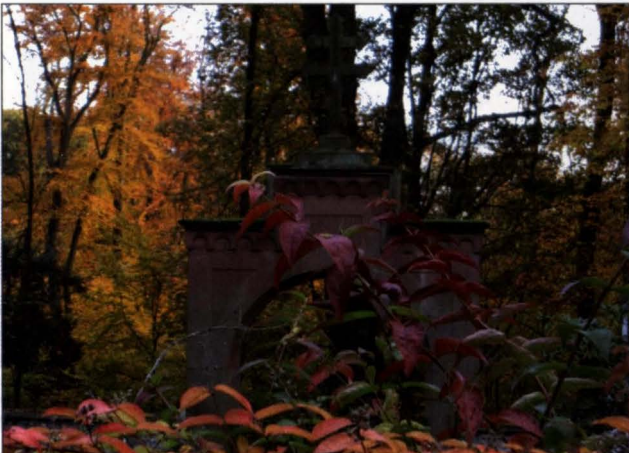


Blick durch das Hauptportal

dem russischen Adel und der deutschen Geisteswelt, und hier zunehmend auch der Stadt Wiesbaden (Streich 2007, 62). Peter I. war ein sehr fortschrittlicher Monarch, dem die Modernisierung und eine damit teilweise einhergehende Europäisierung Russlands sehr am Herzen lag. Daher schuf er in seiner Regierungszeit das Fundament für einen äußerst regen Austausch zwischen Russland und europäischen – und hier vor allem deutschen – Gelehrten, Diplomaten, Kaufleuten und Künstlern. Unter Katharina II., die diese Tradition weiter ausbaute, kam es schließlich auch zu engeren Verbindungen zum Wiesbadener Raum, und seit etwa 1800 fand sich in Wiesbaden in immer stärkerem Maße der russische Adel ein. Zahlreiche Gräber auf dem Russischen Friedhof aus dem 19. Jh. zeugen davon, dass der russische Adel sich in Wiesbaden sehr heimisch gefühlt haben muss, und hier nicht nur zum Teil über Monate und Jahre lebte, sondern hier sogar bestattet werden wollte. Ihren Höhepunkt erreichte die russisch-hessische Verbindung schließlich durch die Heirat der Zarennichte Elizaveta Romanova mit Herzog Adolf von Nassau im Jahre 1844 (ebenda, 68). Mit dem Einzug einer russischen Prinzessin in das Biebricher Schloss stieg die Zahl der in Wiesbaden weilenden und lebenden russischen Gäste weiter an, und die Notwendigkeit einer orthodoxen Kirche sowie eines orthodoxen Friedhofs wurde immer dringender. Beides war zunächst in Wiesbaden an anderer Stelle un-

tergebracht, als dies heute der Fall ist. Nachdem die erst 19-jährige Elizaveta 1845 im Kindbett gestorben war, veranlasste ihre Mutter, die Großfürstin Elena Pavlovna, einige Jahre später den Bau einer Grabkapelle für ihre Tochter (ebenda, 72). Diese wurde nach Plänen des Baurates Philipp Hoffmann in den Jahren 1849–1855 erbaut und beherbergt bis heute die russisch-orthodoxe Gemeinde auf dem Neroberg. Um diesem außergewöhnlichen Auftrag in höchster Qualität Genüge tun zu können, war Hoffmann in den Jahren 1846/47 nach Russland gereist, wo er sich mit der zeitgenössischen russischen Baukunst vertraut machte (ebenda, 72). Ein Jahr nach der Einweihung der Kirche gab die Großfürstin den Anstoß, nahe der Kirche einen orthodoxen Friedhof anzulegen, der damit einer der ältesten russisch-orthodoxen Friedhöfe Westeuropas ist (ebenda, 73). Auch dieser wurde von Philipp Hoffmann geplant und am 31. August 1856 eingeweiht. Lange Zeit war der russisch-orthodoxe Friedhof in Wiesbaden der einzige in Westeuropa und hatte daher einen sehr großen Einzugsbereich, der bis nach Frankreich und in das deutschsprachige Ausland reichte (Streich 2009, 3). In gewisser Weise stellt er einen Spiegel russisch-deutscher Geschichte dar. Während es im 19. Jh. vornehmlich Adlige und Staatsmänner gewesen sind, die hier begraben wurden, waren es im 20. Jh. zunächst russische Emigranten, die vor der Oktoberrevolution nach

Deutschland geflohen waren, später russische Zwangsarbeiter aus dem Zweiten Weltkrieg bzw. sogenannte „Displaced Persons“, die der Krieg nach Deutschland geführt hatte (ebenda, 3). Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs die russische Gemeinde im Laufe der Jahrzehnte und ist heute kultureller Mittelpunkt vieler der über 13.000 Einwohner russischer Herkunft in Hessen. Der russisch-orthodoxe Friedhof in Wiesbaden gilt als einzigartig in Westeuropa, und das nicht nur aufgrund seiner historischen Bedeutung.



Hauptportal mit orthodoxem Kreuz

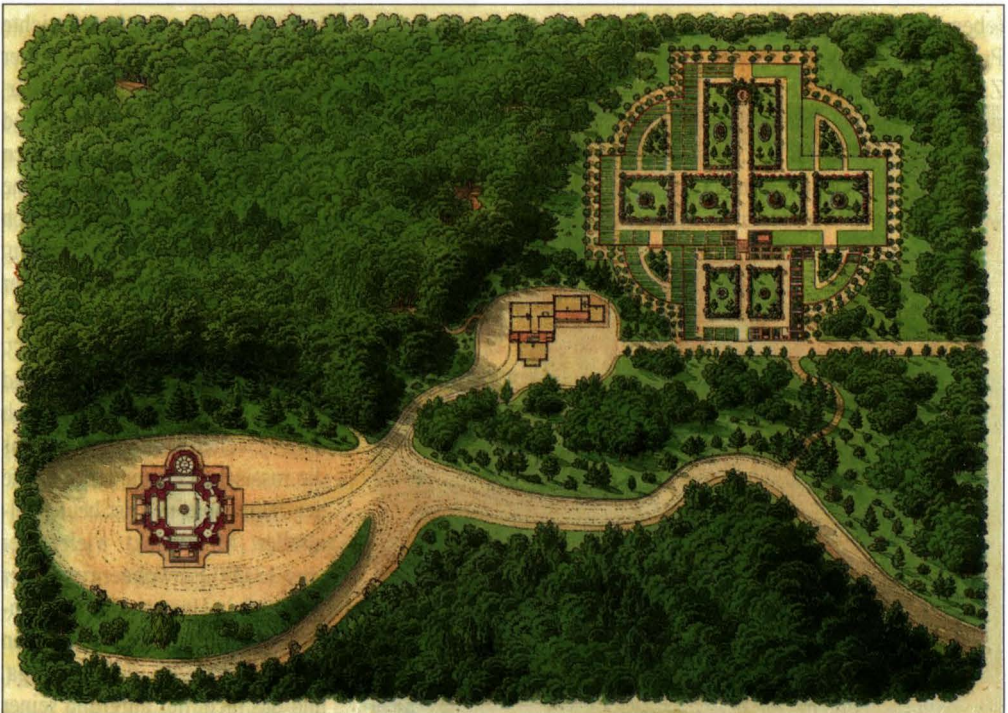
3. Die Anlage und ihre Interpretation

Ein „Spaziergang“ über die Anlage mag deren besonderen Reiz und ihre kultur- und kunstgeschichtliche sowie gestalterische Bedeutung veranschaulichen. Vorauszuschicken ist, dass alle wesentlichen Bestandteile des Friedhofs weitgehend im Originalzustand erhalten sind. Mauern, Tore, Kapellen, Gruften, Grabmäler, Grabeinfassungen, Wegebeziehungen sowie der Baumbestand sind zum allergrößten Teil seit der Entstehung des Friedhofs unverändert geblieben.

Der Friedhof grenzt unmittelbar an das Pfarrhaus der orthodoxen Gemeinde und liegt sehr idyllisch am Waldrand auf dem Neroberg. Umgeben von einer hohen Bruchsteinmauer, ist er, von der Seite des Haupteinganges kommend, nur durch das zweiflügelige gusseiserne Tor einsehbar. Dieses ist Bestandteil des mit einem großen, roten Sandsteintorbogen gestalteten Hauptportals, auf dessen Spitze das orthodoxe Kreuz den Friedhof der „Rechtgläubigen“ anzeigt. Auf einer Bronzetafel über dem Eingang steht in russischer Sprache: *Friedhof für Rechtgläubige. Angelegt auf*

Veranlassung der allerchristlichen Großfürstin Elena Pavlovna aus Mitteln Ihrer Kaiserlichen Hoheit und des russischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten. Eingeweiht am 19./31. VIII. 1856. Die beiden unterschiedlichen Daten sind darauf zurückzuführen, dass in Russland bis 1920 der Julianische Kalender, in Westeuropa dagegen der Gregorianische Kalender galt.

Das Gelände ist terrassenförmig und zunächst in der Form eines Rechtecks angelegt. Bereits in den Jahren 1863–1866 musste der Friedhof erweitert werden und erhielt vermutlich in dieser Zeit die Form eines Kreuzes. Offensichtlich jedoch hatte Philipp Hoffmann die Kreuzform von Anfang an so geplant, auch wenn zunächst nur der untere Kreuzarm realisiert wurde; denn ein Aquarell Hoffmanns aus dem Jahre 1855 zeigt bereits die Kreuzform. Aus gestalterischer Sicht stellt die Kreuzform eine wirkliche Besonderheit dar. Die Bestatteten ruhen sozusagen im Kreuz, das sowohl Symbol für den Tod wie für seine Überwindung und gleichzeitig auch für den Glauben an Gott und seinen auferstandenen Sohn



Lageplan des Russischen Friedhofs mit Griechischer Kapelle und Aufseherhaus (Aquarell von Philipp Hoffmann – um 1855)



Rundbogige Mauer mit Grabkapelle der Freifrau Sophie von Günderode geb. von Šelašnikova (1819–1882) und des Freiherrn Justinian Maximilian von Günderode (1813–1891)

ist. Allein die Form des Friedhofs hat daher eine ungeheure symbolische Aussagekraft.

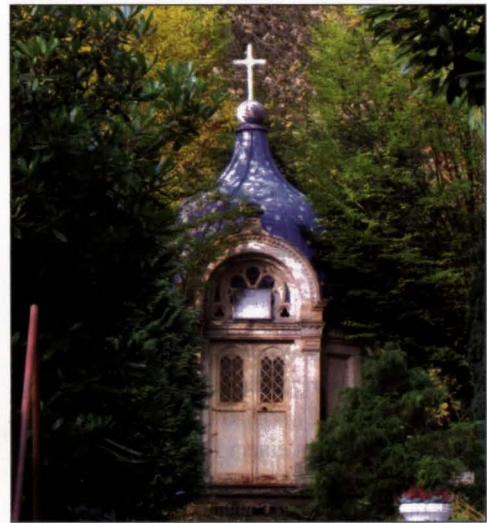
Die Kreuzarme sind von Mauern mit rundbogigen Durchgängen durchzogen, die innerhalb des Kreuzes einerseits raumschaffend wirken und andererseits gleichzeitig Durchblicke in die angrenzenden Räume ermöglichen. Auf diese Weise hat Hoffmann eine sehr effektvolle Raumgliederung erzielt. Ob es in seiner Absicht lag, mit diesen Öffnungen den Blick auf ein anderes Leben nach dem Tod zu symbolisieren, muss dahingestellt bleiben. In jedem Fall sind diese Durchblicke, ob von Hoffmann gewünscht oder nicht, ein schönes Bild für diesen Übergang.

Ein zweiter, weniger aufwendig gestalteter Eingang liegt an der Nordseite des Friedhofs. Die beiden Eingänge verbindet eine Mittelachse, an deren oberem Ende die ebenfalls von Philipp Hoffmann gestaltete Grabkapelle der Baroness Natalija Ivanovna Tetenborn' steht. Die Kapelle ist durch das Tor am Haupteingang zu sehen: Das Auge folgt unwillkürlich der Mittelachse die Treppe zur Kapelle hinauf, die durch ihre mit Sternen geschmückte blaue Kuppel und ihre typisch

russische Bauweise nicht nur einen optischen Mittelpunkt des Friedhofs darstellt, sondern auch eine Verbindung schafft zur nur wenige hundert Meter entfernten russischen Kirche und dem dazu gehörenden Pfarrhaus. So entsteht auf den ersten Blick der Eindruck eines sehr harmonischen Ganzen mit dem reizvollen Zauber einer fremdländischen Kultur.

Die harmonische Verbindung von Friedhof und Kirche war von der Großherzogin Elena ausdrücklich gewünscht (Streich 2007, 73) und wurde von Hoffmann sehr gelungen umgesetzt. Der Friedhof ist somit in zweifacher Hinsicht Teil eines Gesamtensembles. Denn zum einen

wurden alle drei Bereiche von demselben Architekten geplant, zum zweiten sind die Bereiche auch durch ihre Bedeutung und ihre Funktion Teil eines Ganzen, das eine Art russischer Enklave mitten im hessischen Wald darstellt und so den Eindruck des abgeschlossenen Besonderen verstärkt. Jeder Bestandteil dieses Ensembles ist



Grabkapelle der Baroness Natalija Ivanovna Tetenborn' (1830–1869)

für sich und als Teil des Ganzen äußerst eindrucksvoll.

Ein Pflanzkonzept lässt sich heute nicht mehr erkennen. Der Friedhof vermittelt vielmehr den Eindruck, als sei er noch immer (oder erneut) Teil des angrenzenden Waldes, aus dem er einmal hervorging. Gerade das allerdings macht zu einem großen Teil die besondere Atmosphäre dieses Friedhofes aus. Auf diese Weise stellt er eine Art Übergang zwischen Wald und „Nicht-Wald“ dar. Verstärkt wird dieser Eindruck durch den etwas verwilderten Zustand der Anlage. Es scheint, als sei dieses Übergangsdasein ein Symbol

für die Verbindung zwischen dem Tod oder der Erde, dem „Erdhaften“, zu dem der Mensch wieder werden muss, und dem von Gott geschenkten Leben, hier symbolisiert durch die über die Stadt ragende Kirche. Leben und Tod sind untrennbar miteinander verbunden, und die Menschen orthodoxen Glaubens, die hier lebten und leben, haben hier einen Ort geschaffen, der sowohl dem einen wie dem anderen Raum und Freiraum gibt.

Jedoch gab es ursprünglich ein Konzept, das vorsah, die Grabstätten nur entlang der Mauer zu platzieren und die Binnenflächen mit Blumenbeeten gärtnerisch zu gestalten. Einen Ruhegarten wollte Hoffmann schaffen (Russ 2007, 94), und dies scheint ihm auch gelungen zu sein. Denn einer der berühmtesten russischen Dichter, Lev Tolstoj, besuchte bald nach der Einweihung den Friedhof und schrieb im Anschluss daran, die mit Blumen bepflanzten Wege nähmen *dem Friedhof, dieser letzten Ruhestätte des Menschen, gänzlich den traurigen Eindruck* (zit. nach Streich 2007, 58). Bis 1921 scheint die Anlage also mehr einem Garten, denn einem Friedhof geglichen zu haben, so berichten Augenzeugen (ebenda, 55). In der Zeit danach wurden die Binnenflächen dann ebenfalls mit Gräbern gefüllt, und die Blumen verschwanden.



Bruchsteinmauer im südlichen Teil des Friedhofs

Einige der ältesten Gräber entlang der Außenmauer im südlichen Teil sind bereits auf Hoffmanns Plan eingezeichnet (ebenda 2007, 56). Und es sind v. a. die Grabstätten zahlreicher berühmter Persönlichkeiten, die den Friedhof zu etwas aus historischer Sicht Besonderem machen.

Nur einige sollen hier exemplarisch genannt sein. Das berühmteste Grab ist das des Malers **Aleksej von Javlenskij** (1865–1941). Zusammen mit Vasilij Kandinskij, Lionel Feiniger und Paul Klee gründete er 1924 die Gruppe der „Blauen Vier“ und gilt somit als einer der bedeutendsten Maler der Moderne. Die Stadt Wiesbaden ist stolze Besitzerin der größten Javlenskij-Sammlung in öffentlichem Besitz – auch dies ein Zeichen der engen Verbundenheit der Stadt mit der russischen Kultur.

Weniger schmuckvoll und doch fast ebenso berühmt ist das Grab zweier unehelicher Zarenkinder. Dabei handelt es sich um Fürst Georgij Aleksandrovič Jurevskij und die Gräfin Olga Aleksandrovna Merenberg geb. Prinzessin Jurevs-kaja, hervorgegangen aus der Beziehung des Zaren Alexander II. mit der Fürstin Ekaterina Dolgorukova, die er 1880, nach dem Tod seiner ersten Frau Maria, heiratete.

Einer der reichsten Männer Russlands war seinerzeit **Aleksander von Menšikov** (1854–1895), ein Nachfahre des gleichnamigen Staatsmannes und Feldherrn, der als einflussreichster Vertrauter von Peter I. lange Jahre die Geschicke der russischen Nation lenkte (Buschmann 1995, 58).

Auch die Schwester des Dichters Wilhelm Karlovič Küchelbecker, **Juliana Karlovna Küchelbecker** (1795–1869), fand hier ihre letzte Ruhestätte. Sie war zu ihren Lebzeiten eine berühmte Persönlichkeit, u. a. weil sie eine enge Freundin des russischen Nationaldichters Aleksander Sergejevič Puškin war.

Auch Persönlichkeiten der deutschen Geisteswelt, die entweder durch Heirat mit dem orthodoxen Glauben in Verbindung kamen, oder die in Russland beheimatet waren (viele Baltendeutsche), liegen hier begraben, so etwa Mitglieder der **Familie Günderode**, die sowohl mit Goethe wie mit der Familie Brentano in Beziehung stand und v. a. durch die Dichterin Karoline von Günderode bekannt war (ebenda, 28).

Viele der Grabmäler sind von namhaften Bildhauern des Wiesbadener Raums geschaffen, so etwa von den Wiesbadener Bildhauern **Jakob Meuldermann** und **Josef Moumalle** – ein Schüler von **Emil Alexander Hopfgarten**, oder **Johann Peter Leonhard** aus Villmar, der auch die Marmor-Innenausstattung der russischen Kirche mitgestaltete.

Somit ist der Friedhof nicht nur ein Zeugnis deutscher von Russland inspirierter Bau-, sondern auch der regionalen Bildhauerkunst und stellt damit eine Symbiose deutscher und russischer Kunst- bzw. Kulturgeschichte dar. Auf der einen Seite ist dies – mitten in Deutschland – eher ungewöhnlich, auf der anderen Seite für Wiesbaden sogar bezeichnend. Das gesamte Ensemble entstand aufgrund dieser engen Verbindungen und ist somit ein bedeutendes Zeugnis russisch-deutscher Geschichte.



Verfallenes Grab im nördlichen Bereich des Friedhofs

Eine weitere Besonderheit der Anlage, v. a. im Vergleich mit deutschen Friedhöfen, ist die Non-Konformität der Grabfelder. Zwar sind auch hier die Gräber in Reihen angeordnet, in Größe und Form jedoch variieren sie stark. Buschmann sieht darin einen Hinweis darauf, dass die hier Bestatteten auch nach ihrem Tode noch Individualisten bleiben wollten (ebenda, 8). Der Friedhof vermittele etwas von der Atmosphäre des zaristischen Russlands, und bis heute habe sich an dieser Eigenart nichts geändert. Da die Gräber auf diesem Friedhof nicht ganz „in Reih’ und Glied“ stehen, handelt es sich aus deutscher Sicht um einen eher „unorthodoxen“ Friedhof. Gerade das aber macht ihn erst richtig russisch, ebenso wie der gesamte Zustand des Friedhofs, der auf sehr atmosphärische Art russische Grabkultur widerspiegelt. *Lasst die Toten ihre Toten begraben* (Matthäus 8, 22) ist eine viel zitierte russische Redensart biblischen Ursprungs. Während die Pflege des Grabes eines geliebten Menschen wie auch das gesamte Erscheinungsbild eines Friedhofs in der deutschen Kultur einen hohen Stellenwert haben, gehören in der russischen Kultur die Toten in das Reich der Toten, die Lebenden aber in das Reich der Lebenden. Die Toten – und damit zum Teil auch die Gräber – werden – durchaus im positiven

Sinne – eher sich selbst überlassen. Dadurch erhält der Friedhof einen gewissen zusätzlichen, sehr melancholischen und typisch russischen Charme, der ihn zu einem wunderbaren Spiegelbild russischer Geisteshaltung macht. Auch sei hier auf die Namenlosen und Gestrandeten hingewiesen, die hier ihre letzte Ruhe fanden und die auch ein Bestandteil russisch-deutscher Geschichte und russischer Kultur in Wiesbaden sind.

4. Schluss

Die Betrachtungen zeigen, dass dieser Friedhof, wie eingangs bereits festgestellt, in vielfacher Hinsicht einen einzigartigen und schützenswerten Freiraum darstellt. Die Anlage weist so viele Besonderheiten auf, die in dieser Kombination eben nur ein Freiraum haben kann: Skulpturen und Kapellen mit einem starken religiös-kulturellen Bezug, die sich so eindrucksvoll mit der sie umgebenden Natur verbinden, kann in dieser Weise im Grunde nur ein Friedhof aufweisen. Dieser Friedhof ist in freiraumgestalterischer und in historischer wie kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht ein absolut schützenswertes Kleinod. Ganz abgesehen davon, dass der Besuch dort ein ästhetisches, vielleicht auch spirituelles Erlebnis sein kann, das verschiedene Sinne anspricht, da sich hier unterschiedliche Künste und Kulturen zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Man kann in jedem Fall Tolstoj nur Recht geben, wenn er schreibt, der alte Friedhof in Wiesbaden *flöße*

keine Angst ein, die uns für gewöhnlich an solchen Orten ergreift, im Gegenteil, hier verspürt man eine besondere innere Ruhe; der Gedanke an einen Übergang in eine andere Welt lässt einen nicht erzittern (zit. nach Streich 2007, 58).

Literatur

- Arro, Svetlana: Russkij Visbaden. Sankt-Peterburg 2006.
- Spielmann, Christian und Julius Krake: Historischer Atlas der Stadt Wiesbaden. Bearbeitet von Thomas Weichel. Hrsg. Magistrat der Landeshauptstadt Wiesbaden – Stadtarchiv. Wiesbaden 2002.
- Buschmann, Hans-Georg: Der Friedhof der russisch-orthodoxen Gemeinde Wiesbaden auf dem Neroberg. Wiesbaden 1995.
- Dubovickij, Nikolaj: U poslednego prijuta. Visbaden 2006.
- Laufs, Manfred (Redaktion): Philipp Hoffmann (1806–1889) – Ein nassauischer Baumeister des Historismus. Wiesbaden 2007 (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege, Bd. 12).
- Russ, Sigrid: Russischer Friedhof auf dem Neroberg. In: Historische Friedhöfe in Deutschland. Hrsg. Bund Heimat und Umwelt in Deutschland. Bonn 2007, S. 93–94.
- Streich, Brigitte: Russisches Leben in Wiesbaden bis zum Ersten Weltkrieg. In: Russische Beziehungen zwischen Wiesbaden und Darmstadt. Schriften des Stadtarchivs Wiesbaden, Bd. 10. Hrsg. Magistrat der Landeshauptstadt Wiesbaden – Stadtarchiv. Wiesbaden 2007. S. 61–86.
- Streich, Brigitte: Kulturdenkmal im Verborgenen. Der Russische Friedhof in Wiesbaden. www.wiesbaden.de/die_stadt/stadtinformation/geschichte/facetten_russischerfriedhof, heruntergeladen am 16.12.2009.
- Werschewskaja, Marina: Gräber erzählen Geschichte. Wiesbaden. 2007.

Bildnachweis

Alle Fotos von der Verfasserin, außer „Lageplan“ (Aus: Laufs, M.: Philipp Hoffmann)

Anschriften der Autoren

Rolf Göttert, Kleine Niederstraße 1,
65385 Rüdesheim
Helga Simon, Crevestraße 3, 65343 Eltville
Angelika Muskalla, Im Krautacker 11,
65343 Eltville

Dagmar Söder, Landesamt für Denkmalpflege
Hessen, Schloss Biebrich, 65203 Wiesbaden
Dr. Katrin Unrath-Scharpenack, Im Uhrig 36,
60433 Frankfurt am Main



In der Region -

für die Region.

www.rheingauer-volksbank.de

**RHEINGAUER
VOLKS BANK** 

nah | direkt | persönlich

global

Als international führendes
Unternehmen der Getränketechnologie
ist Erbslöh weltweit präsent.

natural

Natürliche Rohstoffe sind der Anfang.
Produkte von Erbslöh stehen für eine umwelt-
schonende Fertigung und Anwendung.



Sie wollen perfekten Genuss?

innovativ

Innovation basiert auf Kompetenz,
Forschung und Know-how.
Erbslöh verbessert Bewährtes und
schafft stetig Neues.

www.erbsloeh.com

